Paul Heyse.

1) Clemens Klein. Raymund von Aguilers.
2) Giuseppe Palazzi. Le poesie inedite di Nordello.
3) Ludwig Römer. Ein wolkenstein. Eine Abhandlung über provenz. Lyrik.
4) A. Mahn. Über ein religiöses Pontspiel der Provenzalen.
5) C. Appel, über Zonbaron's Ucbornac.
6) Febre, Les clercs de la Bazoche.
7) Fritz Gundlach, Cencellin v. Nicolato, Graf.
8) C. Sachs. La vie de Ste Enimie von Bertran von Marseille.
9) H. A. Grüber, über Lyon. Nationalität und Dialekt im 16. u. 17. Jahrh.
10) Konrad Hofer. Ab Romaltspiel Gott. Autor Christ v. Calbrunn.
11) Wilh. Hammer, Bastian v. Loya u. Hagen.
12) Fredrik Wulff, Le lai du cor.

Raimund von Aguilers.

Quellenstudie

zur

Geschichte des ersten Kreuzzuges

von

Clemens Klein.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68—70.

g. n. 24 g.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mit Vorbehalt des Uebersetzungsrechts.

[illegible]

Herrn Professor Dr. Bernhard von Kugler

in dankbarer Verehrung

der Verfasser.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Raimund von Aguilers.

Quellenstudie zur Geschichte des ersten Kreuzzuges.

I.

Die Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte des ersten Kreuzzuges haben vor wenigen Jahren durch Kuglers Entdeckung der lothringischen Chronik in dem Werke Alberts von Aachen*) einen neuen kräftigen Anstoss erhalten. Eine grosse, bisher achtlos übergangene und in Bausch und Bogen verworfene Masse von Berichten, welche dem merkwürdigsten und folgenreichsten Unternehmen des ganzen Mittelalters von einer Seite fast allein gerecht wird — insofern nämlich der hervorragende und in den andern Quellen wenig gewürdigte Anteil der Deutschen an demselben hier ins gebührende Licht tritt, — wächst unserer Erkenntnis jenes Zuges von neuem zu, nachdem sie in längst vergangenen Tagen die alleinige Grundlage gewesen war, auf welcher die Geschichte der Befreiung des heiligen Grabes aufgebaut wurde. Vor der Ungnade der modernen Kritik hat jedoch alsdann das Buch Alberts von Aachen für mehr als ein Menschenalter nicht nur seinen Ehrenplatz als leitende Quelle räumen müssen, sondern überhaupt die Beachtung so gut wie völlig eingebüsst, welche überall anders einem umfangreichen Bericht zu teil geworden wäre, der in keinem Falle so spät abgefasst ist,**) dass ihm nicht noch originale Aussagen „Gleichzeitiger und Teilnehmender“ hätten zu gute kommen können.

*) Kugler, Albert von Aachen. Stuttgart 1885.

**) Eine Handschrift von 1158 datiert nach Sybel [2] S. 63.

Heinrich v. Sybel, auf unserm Gebiete der Pfadfinder kritischer Geschichtsforschung,*) hat Alberts Werk mit Entschiedenheit in das Urteil mit einbezogen, welches er über die „Früchte einer erfindungsreichen Phantasie“ fällen zu müssen glaubte, wie sie uns in einer andern Gestalt der Überlieferung, in den Liedern von der Art der *Chanson d'Antioche*, vorliegen (S. 95): „Ein Zufall, dass uns ein Dutzend Briefe und einige hundert Tagebuchblätter nüchterner Beobachter gerettet worden sind. Wir würden sonst von den wirklichen Thatsachen des Kreuzzuges so viel wie von der Erbauung Roms oder von der Zerstörung Trojas wissen.“ — Dies Urteil schliesst entweder eine ungerechtfertigte Schmeichelei für den alten Homer und die römische Lügenannalistik ein, oder aber es ist selbst den Liedern gegenüber zu hart. Entstanden die letzteren in der Art, wie Sybel selber es annimmt (a. a. O.): „Dieselben Menschen, welche heute das Ereignis geschaffen oder doch gesehen haben, gestalten es morgen nach religiösen, ritterlichen oder patriotischen Motiven in der freiesten Weise und guten Glaubens um,“ — so müssen sie wohl doch, auch wenn man diese Umgestaltung noch so sehr in Betracht zieht, einen ungleich erheblicheren Bestandteil echten historischen Materials enthalten, als es Homer und Livius für Zeiten zu bieten vermögen, von denen keine Spur wesentlich gleichzeitiger, alsbald fixierter Überlieferung auf sie gekommen sein kann.

Die kritische Durchforschung und Sichtung der Kreuzzugslieder dürfte denn auch eine der dringendsten Aufgaben sein, welche der Forschung in ihrem gegenwärtigen Stande vorliegen. Eine richtige und vorsichtige Behandlung wird, wenn man nur jene umgestaltenden Motive fortwährend im Auge hat und ihre Wirkungen mit dem nötigen Takt zu eliminieren versteht, vornehmlich aus der *Chanson d'Antioche* einen ganzen Haufen brauchbaren historischen Stoffs herauszuschälen imstande sein, ohne entfernt so weit gehen zu müssen, wie

---

*) v. Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs. 1841. 2. Aufl. Leipzig. 1881. (Ich citiere nur nach der letzteren.)

der erste Herausgeber jener Lieder,*) der sie von Anfang bis zu Ende als historisches Dokument ansah. Das, worauf es bei dieser kritischen Arbeit vor allem ankommt, ist, wie wir glauben, eine sorgfältige, möglichst scharfe Scheidung der nach Zeit und Ort verschiedenen Niederschläge der historisch-poetischen Überlieferung, mit welcher wir es hier zu thun haben. Die so gut wie gleichzeitigen prosaischen Chroniken lassen keinen Zweifel darüber, dass die nicht nur religiös, sondern auch phantastisch erregte Kreuzzugsstimmung den Ereignissen sofort die Seite abgewann, wo sie poetischer Behandlung zugänglich waren, und den Zug von seinem Anbeginn bis zum Schluss mit Liedern begleitete, die, zusammengestellt, schliesslich immerhin eine Art Geschichte desselben ergeben mussten. Freilich nur eine Art Geschichte, — aber es müsste denn doch wunderlich zugehen, wenn die Fakta in der Behandlung, die sie jeweilig am nächsten Tage oder doch bald danach erfuhren, bereits überall so unkenntlich geworden wären, dass sie sich nicht hier und da mit Sicherheit aus diesen ersten Niederschlägen phantasievoller Kreuzzugsstimmung sollten herauserkennen lassen. Wir brauchen gar nicht weit zu gehen und die Unfähigkeit des Mittelalters, wie überhaupt jeder naiv produzierenden Zeit, Sage und Geschichte zu trennen, gar nicht in Betracht zu ziehn, um uns ähnliche Verhältnisse vor Augen zu führen. Unseres Vaterlandes letzte grosse nationale Erhebung hat vor zwanzig Jahren eine nicht unbedeutende Anzahl historischer Lieder erzeugt, die, wie sie in ihrem Ton und nach ihrer ganzen Wirkung zur Volkspoesie gehören, so auch hinsichtlich ihrer Entstehung um nichts weniger als Volkslieder anzusehen sind, weil die Publizität unserer Tage in den meisten Fällen die Autoren zu ermitteln vermocht hat. Auch hier hat die Erregung des Augenblicks bereits so gut wie gleichzeitig vollkommen sagenhafte Elemente niedergeschlagen; die Lieder

---

*) *La Chanson d'Antioche, ... publiée .. par Paulin Paris. Tome I. II. Paris 1848.*

vom Füsilier Kutschke auf der einen Seite, die Schauermären von den Thaten der Ulanen auf der anderen, die freilich eine bestimmte poetische Fixierung unseres Wissens nicht gefunden haben, aber nicht minder als Erzeugnisse einer sagenbildenden Phantasie angesehen werden können, — und ebenso eine Reihe anderer, verschiedenartiger Überlieferungen aus dem grossen Kriege sind so wenig Geschichte wie das, was etwa die Kreuzzugslieder vom König Tafur berichten; wir haben es da lediglich mit Stimmungsbildern zu thun. Sie sind für die Erkenntnis der Zeit interessant, ohne uns unmittelbar fördernde Fakta zu liefern, da im einzelnen Falle das Ereignis oder die Umstände, welche die Anregung für ein derartiges Lied geliefert haben mögen, selten mehr festzustellen sind. Haben wir indessen ein nach Ton und Aufnahme so echtes Volkslied vor uns, wie das bekannte: „König Wilhelm sass ganz heiter“, (— die nicht naive, sondern absichtliche Volkstümlichkeit mit ihrer burlesken Behandlung des Stoffes ändert an dieser Echtheit nichts —), so würde die kritische Arbeit späterer Jahrhunderte, wenn alle urkundlichen Nachrichten über die Veranlassung des französischen Krieges verloren gegangen und nur noch einzelne lückenhafte und einseitige Berichte vorhanden wären, die sich von dem Ursprung dieser Dinge ganz falsche Vorstellungen machten, mit gutem Recht aus unserem Liede das Brauchbare herauszusondern versuchen; — und es würden keine grossen kritischen Fähigkeiten dazu gehören, um die schlichte, den Thatsachen einfach entsprechende Motivierung: „weil ein Prinz von Hohenzollern sollt' auf Spaniens Königsthron“ von der popularisierten und daher so nicht brauchbaren Darstellung diplomatischer Unterhandlungen, wie der Unterredungen zwischen Benedetti und dem König, oder von scherzhaften Wendungen, wie wenn der Neffe schleunigst die Stiefel des Onkels anzieht, zu trennen. Nun beachte man aber, wie viel historischer Stoff auch noch in diesen absichtlichen Vergröberungen und Popularisierungen enthalten und wie, um von der letzterwähnten Wendung zu schweigen, die doch auch ein Ausdruck realer Verhältnisse

ist, der Hauptinhalt jener Verhandlungen unter der äusserlichen komischen Einkleidung, wenigstens seinem wesentlichen Sinne nach, vollkommen getreu bewahrt worden ist. Böte somit eine Rückübersetzung ins Thatsächliche in diesem Falle für einen geschickteren Forscher gewiss selbst in Jahrhunderten keine besondere Schwierigkeit, so werden wir auch in den ersten Niederschlägen der ungleich erregteren und phantastischeren Kreuzzugsstimmung aus ähnlichen Ausgestaltungen wirklicher Ereignisse diese einigermassen erschliessen können, nur dass freilich in dem naiven Zeitalter auch die naive Umbildung der Thatsachen in höherem Masse in Betracht zu ziehen ist. Aber die andere Art fehlt keineswegs; niemand wird in der durch Geibels Übersetzung allgemeiner bekannt gewordenen Burleske vom Türkenschmause des Königs Tafur*) eine geschichtliche Thatsache sehen wollen, die gerade so und nicht anders stattgefunden haben müsste; indessen der Ausdruck einer Thatsache ist der Scherz dennoch; nur dass der Autor dieses Liedes gewisse betrübende Vorkommnisse, die uns auch anderweit bestätigt werden, zusammengezogen und in froheren Tagen mit überlegenem Humor verarbeitet hat, — zweifellos auch hier ein Autor nicht aus dem Volke, sondern für das Volk, das sich selbst wohl kaum in dieser Weise über sein Elend zu erheben vermocht hätte, aber bereitwillig annahm, und 1098 ganz ebenso wie 1870 sang und sagte, was von einem höheren Standpunkte aus seinem Geschmack und seiner Denkweise angepasst wurde. Auf der anderen Seite fällt nun allerdings für das Mittelalter der Standpunkt des Sängers und des Volkes in sehr viel mehr Fällen zusammen als heutzutage. Hier handelt es sich dann um die schon berührte unbewusste Umbildung der Thatsachen, die bereits im Geschehen selbst durch das Medium naiver Volksanschauung gebrochen — und somit mehr oder weniger entstellt — gesehen werden. Da ist dann freilich die kritische

---

*) *Chanson d'Antioche* V, 1 u. 2; Geibel bei v. Sybel, kl. hist. Schr. II, S. 43 u. Kugler, Gesch. d. Kreuzzüge (Onckensche Sammlung) S. 53.

Auslese etwas schwieriger, als wenn man es mit einer in ihren Motiven erkennbaren bewussten Umgestaltung zu thun hat; aber ihr Ertrag wird deshalb sicherlich nicht minder reich, und eine Masse von echtem historischen Material wird auf diesem Wege vor allen Dingen aus der *Chanson d'Antioche* zu gewinnnen sein. Von dieser allein kann zunächst die Rede sein, auf Grund von Erwägungen, welche uns zu betonen nötigen, dass es im allgemeinen und wesentlichen nur die gekennzeichneten ersten Niederschläge sind, welche in der angegebenen Weise verwertet werden können. Wer, wenige Tage nach dem Ereignisse, irgend eine um oder in Antiochien geschehene Aventiure in Reime fügte, mochte seiner Phantasie da, wo ihm der Stoff, die Verbindung, die Motive fehlten, noch so sehr die Zügel schiessen lassen; das Geschehene in sein Gegenteil umzuwandeln, ihm einen ganz anderen Sinn beizulegen oder wesentliche Momente geradezu umzudrehn war er deshalb noch immer nicht imstande. Das konnte erst bei örtlicher und zeitlicher Entfernung möglich werden, wo mit den Dingen selbst keine unmittelbare Fühlung mehr vorhanden war. Da erst konnte ein Sänger, der von dem Konzil von Clermont zwar einiges vernommen hatte, aber nicht anwesend oder noch zu jung gewesen war, um von ihm genauere Notiz zu nehmen, und den seine Quellen mit näheren Nachrichten im Stiche liessen, aus freier Phantasie den Papst dorthin kommen lassen „an einem Tag im Maien, wo jeder Vogel singt“,*) und berichten, wie die Scharen dem Papste zujauchzten, die allzumal im Rasen gelagert waren, ein Quartier, das bei dem Klima der Auvergne in der wirklichen Jahreszeit des Konzils, Ende November, der Begeisterung bedenklichen Eintrag gethan haben würde; da erst konnte er den König Philipp, der zu Clermont gebannt wurde, dort zugegen sein und seinen Bruder Hugo zu dem Zuge deputieren

*) *Chanson d'Antioche* I. 34, vgl. Geibel bei Sybel, kl. hist. Schr. II. 42; im Original übrigens eine Perle von Poesie, auf die der Herausgeber mit Recht aufmerksam macht.

lassen. (*Ch. d'A.* I. 36.) Ähnliche Verdrehungen des Thatbestandes machte freilich örtliche Trennung und dadurch bewirkte Unkenntnis schon in kürzester Frist möglich, und in diesem Sinne müssen wir dann die Berichte der Lieder etwa über die Vorgänge in dem belagerten Antiochien, in Samarkand, in Kerbogas Heere*) den eben besprochenen Niederschlägen zweiten Grades als gleichwertig oder vielmehr als gleich minderwertig zur Seite stellen, während sie der zeitlichen Entstehung nach und als Bild von dem, was unter den Kreuzfahrern geglaubt wurde, zur ersten Gattung gehören. In der Hauptsache indessen gilt, wie gesagt, für die zweite die zeitliche Entfernung als Characteristicum; dieselbe lässt bei der Natur solcher Phantasieprodukte von vornherein vermuten, dass hier nur noch gewisse, ganz dürftige faktische Unterlagen in groben Umrissen überliefert sind, und da uns diese Umrisse auch ausserhalb der Lieder hinreichend vorliegen, so ist hier eine andere als gelegentliche Ausbeute für geschichtliche Zwecke, soweit die Ermittelung von Thatsachen in Betracht kommt, nicht mehr zu erwarten. Die Möglichkeit solcher Ausbeute hört vollends auf bei den Niederschlägen dritten Grades, wo schliesslich nur die Namen der Hauptpersonen übrig geblieben sind und völlig freie Erfindung, ungezügeltes Spiel der Phantasie an die Stelle jeder Überlieferung getreten ist; hierhin gehört ein grosser Teil der späteren Gottfriedsage, hierhin aber wohl auch schon manche der in der ältesten Sammlung, der *Chanson d'Antioche*, vereinigten Lieder. In diesem letzteren Cyclus vornehmlich die verschiedenen Niederschläge der Kreuzzugsphantastik von einander zu trennen und vor allem die erste Gattung so sauber als möglich herauszuschälen, halten wir, wie gesagt, für eine der dringendsten Aufgaben der Forschung auf unserem Gebiete. Das beste Kriterium dafür, was der bezeichneten

---

*) Darunter beispielsweise die fundamentalen Irrtümer über die Religion der Mohammedaner, welche einen so grossen Teil der Litteratur der Kreuzzüge durchziehen, vgl. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, 1884. S. 72 ff.

Gattung angehört, bieten, neben der Betrachtung der Lieder an sich, vor allem die den Ereignissen fast gleichzeitig entstandenen Chroniken: was in diesen mit den erhaltenen Liedern in auffälliger Weise übereinstimmt, was sich ausserdem durch besonders gehobenen Ton aus der sonstigen Darstellung der Autoren heraushebt, steht eben auf derselben Stufe, bezeichnet denselben ersten Niederschlag der poetischen Kräfte, welche in dem Kreuzheere wirksam waren. Durch solchen Vergleich erhalten wir von der Seite der im übrigen streng historischen Darstellungen, deren Abfassungszeit uns dafür bürgt, dass die auch schon in sie eingedrungenen poetisch-phantastischen Elemente zeitlich zu der ersten Gattung gehören, die genaueste Kenntnis jener Kräfte und ihrer unmittelbarsten, frischesten Wirkungen.

Andererseits gewinnen wir nun aber von diesem Vergleich aus den richtigen Massstab für den Wert der uns erhaltenen Chroniken insofern, als wir auf diese Weise bestimmt feststellen können, wie weit wir es hier in der That mit nüchternen Beobachtern zu thun haben, die uns schlichte Berichte von dem Geschehenen geben, oder wie weit auch sie den Einflüssen erlegen sind, welche die Phantasie der Zeit befruchteten, wie weit auch sie wiedergaben, was „das ganze Feldlager der Kreuzfahrer sang und sagte“. Bevor bekannt gemacht worden war, was von solchem Singen und Sagen die Zeiten überdauert hat, war man für das Erkennen und Herausfinden etwaiger poetisch-sagenhafter Bestandteile in unseren Kreuzzugschroniken allein auf deren innere Kritik angewiesen, während heute die Möglichkeit eines einfachen Vergleiches das Problem bedeutend vereinfacht, wenn auch jene Kritik nicht völlig unnötig macht, da uns ja nur ein gewisser Bruchteil von Liedern erhalten ist. Die innere Kritik der Kreuzzugschroniken auf ihre Glaubwürdigkeit, historische Nüchternheit und Brauchbarkeit hin ist nun das Gebiet, auf dem Heinrich v. Sybel mit seiner „Geschichte des ersten Kreuzzugs“ seine ersten Lorbeern errang; mit ihr that er den grossen Wurf, der die Forschung für lange Zeit

in die von ihm angegebenen Bahnen leitete. Das Ergebnis wurde bereits oben gestreift: ausser einer Anzahl von Briefen sind uns in den „Tagebuchblättern“ des Autors der *Gesta Francorum*, Raimunds von Aguilers, Fulchers von Chartres Berichte nüchterner gleichzeitiger Beobachter erhalten; Ekkehard von Aura, Radulf von Caen gehen wenigstens auf solche zurück; die weiteren Bearbeitungen der Geschichte des ersten Kreuzzuges, soweit sie nicht auf den eben genannten Berichterstattern beruhen, enthalten nur noch hin und wieder einzelne Körnchen brauchbaren echten Materials; endlich mit Albert von Aachen und, soweit er diesem folgt, Wilhelm von Tyrus, beginnt der Hauptsache nach die Herrschaft einer bunt phantastischen Mythographie, welche die beglaubigte Geschichte in bestimmter Tendenz, und nur in dieser Tendenz konsequent, aufs willkürlichste umgestaltet und zersetzt hat.

Sybels Buch war in der That ein grosser Wurf, als der Verfasser es im Jahre 1841 an die Öffentlichkeit gehen liess. Mit ihm erst wurde das wichtigste und interessanteste Gebiet mittelalterlicher Geschichte der kritischen Betrachtung erschlossen, nachdem es zuletzt in Deutschland durch Wilken*) eine (für den ersten Kreuzzug wenigstens) so gut wie wertlose und von Irrtümern strotzende Behandlung erfahren hatte. Sybel stellte zum ersten Mal für dies Gebiet die Trennung zwischen beglaubigter Geschichte und den Produkten einer gerade hier so üppig wuchernden Phantasie als leitenden Grundsatz auf, und eine wirklich historische Auffassung der Kreuzzüge hat er damit erst ermöglicht. Durch ihn erst wurde, für die Wertung unserer Quellen, aus diesen herausgesondert, was nicht den Bedürfnissen unbefangener und nüchterner Berichterstattung, sondern fremdartigen Einflüssen, den Einwirkungen der die Zeit beherrschenden geistigen Kräfte und Stimmungen entsprang. Diese Kräfte und Stimmungen hat Sybel an der Hand einer umfassenden Beherrschung der

---

*) Gesch. der Kreuzzüge nach morgenländ. und abendländ. Quellen. 7 Bände. 1807—32.

Zeitgeschichte genau zu kennzeichnen vermocht und so den Weg gezeigt, das zu eliminieren, was in den auf uns gekommenen Nachrichten nur als Wirkung solcher Ursachen und als das Ergebnis von Geistesrichtungen sich darstellt, welche ihrem eigensten Wesen nach jeder wirklich geschichtlichen Berichterstattung feindlich gegenüber stehen. So hat Sybel einem jeden der Autoren, mit welchen es die Forschung hier zu thun hat, seinen festen Platz angewiesen, und Jahrzehnte haben von ihm gelernt, was sie von den *Gesta Francorum*, Raimund, Fulcher, Albert zu halten und wie sie dieselben zu verwerten hätten. — Es soll dieser Ruhmestitel Sybel auch an dieser Stelle nicht bestritten werden. Indessen es ist doch heute nicht mehr zu verhehlen, wie eine neue Forschungsrichtung Bahnen eingeschlagen hat, auf welchen das so zu sagen offiziell auch jetzt noch durchaus anerkannte *prestige* des Sybelschen Buches als *standard work* merklich erschüttert worden ist. Wenn wir den Gründen davon nachgehen wollen, so haben wir uns vor allem an die zweite Auflage der „Geschichte des ersten Kreuzzugs“ zu halten. Als diese im Jahre 1881 erschien, glaubte sich alle Welt berechtigt, im Hinblick auf die Ergebnisse vierzigjähriger Forschung eine ausgiebige Verwertung derselben, sowie infolgedessen eine eingehende Nachprüfung des gesamten Materials und damit ein wesentlich verändertes Werk erwarten zu dürfen. Diese Erwartung wurde getäuscht. In den Text der ersten Auflage waren einige spätere, nun aber auch bereits Jahrzehnte alte Aufsätze des Verfassers hineingearbeitet, welche die allgemeine Zeitanschauung erweiterten und vertieften; sodann eine Behandlung der inzwischen erschienenen Kreuzzugslieder, welche fast nur deren phantastischer, nicht der oben gekennzeichneten positiv-geschichtlichen Seite gerecht wurde, der Besprechung Alberts von Aachen in recht äusserlicher Weise angeschlossen; von einer wirklichen Verwertung des neu zugewachsenen Stoffs dagegen und von einer über die oberflächlichste Erwähnung hinausgehenden Berücksichtigung der bescheiden geäusserten, aber auf

festen Grund gestellten kritischen Bedenken gegen manche fundamentale Sätze der ersten Auflage, von der neuen Prüfung, welche diese Bedenken nötig gemacht hätten, fand sich kaum eine Spur. Im einzelnen war die zwar überaus mangelhafte, aber, solange nichts Besseres vorhanden, immerhin massgebende und den unentbehrlichen Grund für die formale Quellenkritik legende Pariser Sammlung der Kreuzzugshistoriker*) nicht etwa nur uncitiert (vergl. Sybels Vorrede S. VI), sondern so gut wie unberücksichtigt geblieben; eine Reihe von Irrtümern, die auf alten falschen Lesarten beruhten, blieb unausgemerzt; die übrigens äusserst nachlässigen und flüchtigen Citate sind für den Forscher eine wahre Qual, der die voluminösen Bände des *Recueil* nicht missen kann und nun noch unnötigerweise auf Schritt und Tritt die alte Bongars'sche Ausgabe**) zu vergleichen genötigt ist. So sind im allgemeinen wie im einzelnen die Fortschritte der Forschung vernachlässigt und die Ergebnisse der ersten Auflage überall stehen geblieben. Was im Jahre 1841 in grossen Zügen genial festgestellt und bei dem noch beschränkten Material als wesentlich richtig, ja eben wegen der Genialität der Leistung als epochemachender Neubau aufgenommen worden war, konnte 1881, ohne von neuem begründet und gestützt zu werden, nicht mehr die gleiche Geltung beanspruchen. Durch ein derart umfassendes Neubegründen im allgemeinen, durch Stützen und Nachbessern im einzelnen hätte Sybel seinem Buche auch weiterhin die Stellung erhalten können, die es früher einnahm; heute, das muss endlich einmal unverhüllt und ohne Scheu vor dem grossen Autor ausgesprochen werden, ist es zwar immer noch das einzige in seiner Art und insofern unent-

---

*) *Recueil des historiens des croisades. Paris 1844 ff.* Wir citieren nur nach ihr; die einfache Bandzahl bei Citaten aus Kreuzzugsschriftstellern mit und ohne Bezeichnung der Abteilung — *Hist. occid., orient., grecs, armén.* —, die sich gewöhnlich von selbst versteht, bezieht sich immer auf diese Sammlung. Insbesondere gehören blosse Seitenzahlen ohne nähere Angaben dem 3. Bande des *Recueil, hist. occidentaux,* an.

**) *Gesta Dei per Francos. Hanov. 1611.*

behrlich, aber als massgebend kann es nicht mehr angesehen werden. Es sind nicht allein die zahllosen Fehler und Flüchtigkeiten im Detail, die dem jugendlichen Verfasser vor einem halben Jahrhundert der Weite der von ihm eröffneten Ausblicke und der Höhe seiner Gesichtspunkte zulieb nachgesehen werden mochten, heute aber das Werk eines unserer geachtetsten Historiker in bedenklicher Weise entstellen, — sondern es haben denn doch auch Sybels fundamentale Aufstellungen über den Charakter und Wert der einzelnen Quellen durch die fortschreitende Forschung derartige Modifikationen erfahren, dass dieselben gänzlich unberücksichtigt zu lassen das Buch auf einem Standpunkte zurückhalten hiess, von dem aus sein Wert für die Gegenwart recht sehr in Frage gestellt wird. Die Opposition gegen Sybel ist von Seiten seiner Schüler ausgegangen, und deren rücksichtsvolle Pietät hat dafür Sorge getragen, dass die Tiefe des Risses zwischen dem Alten und Neuen überbrückt, klaffende Widersprüche möglichst verhüllt wurden; der Autor hat es erleben müssen, dass er vielfach, um peinliche Auseinandersetzungen zu vermeiden, nicht widerlegt, sondern einfach stillschweigend beiseite geschoben wurde. Diesem von persönlicher Rücksicht diktierten Verfahren darf sich jedoch die dritte Generation nicht mehr anschliessen, weil auf die Dauer die Sache selbst dadurch Schaden leiden könnte; und es will uns scheinen, als ob der grosse Historiker, der uns nach der „Geschichte der Revolutionszeit“ nun noch „die Begründung des Deutschen Reiches“ geboten hat, über derartige Rücksicht erhaben sei und es vertragen, ja verlangen könne, ein Jugendwerk auch als solches behandelt zu sehn. Es mag mit der Erstlingschaft dieses Werkes zusammenhängen, dass die Urteile über die Quellenschriftsteller des ersten Kreuzzuges, wie sie jahrzehntelang einfach nachgesprochen wurden, etwas durchaus Schablonenhaftes an sich tragen, fast als wären sie dem Verfasser von aussen zugekommen und auf deduktivem Wege auf die Einzelheiten bezogen, statt induktiv aus ihnen hervorgegangen. Denn Sybel hat, wie wir nachzuweisen haben werden, im einzelnen öfters das Richtige gesehen, aber, im

Banne einer vorgefassten Meinung, sein allgemeines Urteil durch diese Erkenntnis nicht beeinflussen lassen. Was von kleinen Zügen die Gesamtanschauung seiner durchaus skizzenhaft in grossen Umrissen angelegten Bilder zu alterieren geeignet war, scheint er manchmal fast geflissentlich übersehn zu haben; auf keinen Fall aber hätte er dergleichen, als es später von anderer Seite hervorgehoben wurde, so kurzerhand von sich abweisen dürfen, wie das geschehen ist. Dieser Mangel der Sybelschen Darstellung mit ihrem gelegentlichen Widerstreit zwischen den grossen und kleinen Zügen hängt freilich mit ihrem grössten Vorzuge eng zusammen, der einzig dastehenden Gestaltungsfähigkeit des Autors. Sie ermöglicht es ihm, fertige, geschlossene Bilder und feste Umrisse schon da zu sehen, wo einem weniger begünstigten Auge sich noch nichts weiter darbietet als der Wirrwarr der Einzellinien; er setzt diese Bilder von durchsichtigster Klarheit der Zeichnung aus wenigen scharfen Strichen mit einer Meisterschaft zusammen, die, wie sein Stil, an Goethe erinnert. Indessen auch einer solchen, fast poetisch-produktiv zu nennenden Intuition des Genies sind ihre Grenzen gesetzt; das Bild, das sie aus beherrschender Höhe erschaut, muss schliesslich denn doch auch dem prüfenden Blick in der Nähe standhalten und sich nicht als ein nur ungenau und oberflächlich gesehenes erweisen, wo es vielmehr alle Einzelzüge zusammenfassen und innerlich vereinigen sollte.

So hat denn die Bewegung, welche die Wertschätzung des Sybelschen Werkes für die Auffassung des ersten Kreuzzuges einigermassen beeinträchtigt hat, vor allem von einem solchergestalt fehlerhaften Bilde ihren Ausgang genommen. Zu diesem Bilde, das Sybel von Albert von Aachen entworfen, kehren wir jetzt zurück, nachdem wir einleitend ein paar führende Gesichtspunkte ins Auge gefasst haben. Seitdem Kugler in schlichter, durch ihre Einfachheit und Anspruchslosigkeit am meisten wirkender Darstellung frühere, mit grosser Zurückhaltung und Bescheidenheit geäusserte Bedenken gegen

Sybels Beurteilung des Albertschen Geschichtswerkes*) zu einer alle Einzelheiten umfassenden Betrachtung ausgestaltet, kann ein Zweifel daran kaum mehr irgendwo bestehen, dass Sybel jenes für seine Wertung der verschiedenen Quellencharaktere wichtigste Bild von der umfangreichsten der Chroniken, die uns die Geschichte jener Zeit überliefert haben, in wesentlichen Zügen verzeichnet hat. Nach Sybel war Alberts Buch das grosse Sammelbecken für all die Ströme phantastischen Schwalls, welchen die Zeit nach dem Kreuzzuge über diese ihre Einbildungskraft so sehr aufregende Unternehmung produziert hatte, eine bunte Mythographie, höchstens hier und da mit einzelnen brauchbaren Abfällen wirklicher Kunde von den Dingen durchsetzt, so dass die Arbeit kaum der Mühe wert erachtet werden konnte, die verstreuten Körnchen aus dem leeren Stroh herauszulesen, das nach dieser Auffassung die Hauptmasse der Albertschen Erzählung bildete. Danach blieb für die ganze in Rede stehende Berichtsmasse nicht einmal so viel Wert, wie ihn nach unseren eingangs gemachten Ausführungen sogar die später zu Tage geförderten wirklichen Ergebnisse der Phantasie des Kreuzfahrerlagers zweifellos noch in Anspruch nehmen dürfen. Da zogen, statt realer Ursachen und Wirkungen, nur die idealen Bilder einer in Thaten und Leiden glänzenden Ritterherrlichkeit, die unter beständigem, unmittelbarem Einwirken des Himmels das Höchste vollbringt, in buntem, mannigfaltigem Wogen an unseren Augen vorüber. — Bilder, die somit nicht wesentlich anders aufzufassen waren, als die spätesten Ausgestaltungen der Kreuzzugsphantastik mit ihrem farbigen Widerspiel ritterlicher Thaten und höfischen Glanzes auf dem Untergrunde orientalischer Märchenpracht, in den Dichtungen der ausgehenden

---

*) Peter der Eremit und Albert von Aachen, Hist. Ztschrft. Bd. 44 (1880), S. 22 ff. Kaiser Alexius und Albert v. A., Forschgn. z. d. Gesch. Bd. 23 (1883), S. 481 ff. Von späteren Arbeiten desselben Vfs. ausser „Albert v. A.“ noch zu nennen: Zur Geschichte Gottfrieds von Bouillon, Forschgn. Bd. 26 (1886), S. 302 ff. und Analekten zur Kritik Alberts v. A., Tübinger Un.-Pr. 1888.

italienischen Renaissance. Indessen nur die Überzeugungskraft einer in der That genialen Darstellungsweise vermag es zu erklären, wie ein solches Trugbild so geraume Zeit hindurch sich zu erhalten vermocht hat; seit Kugler den Schleier entfernt hat, mit welchem Sybel den wirklichen Thatbestand verhüllt hatte, muss die Wissenschaft geradezu etwas wie Beschämung darüber empfinden, dass sie so lange den Flor nicht zu durchdringen imstande gewesen ist. Es geht mit den Ergebnissen Kuglers wie mit jeder grossen Leistung; seit er den Weg gewiesen, scheint sich das, was er gezeigt, einfach von selbst zu verstehen. Man begreift es heute nicht mehr, wie es möglich war, kurzweg zu übersehen, dass die grosse Masse der in Alberts Buch vereinigten Berichte eine vollkommen nüchterne, die Darstellung der andern Quellen vielfach ausführende, ihrerseits dann aber auch von jenen wieder erklärte, kurz eine Erzählung giebt, welche mit ihnen durchaus in demselben Verhältnis gegenseitiger Ergänzung steht, — nach Massgabe der verschiedenen Individualität der Autoren —, wie jene untereinander. Diese Erzählung trägt allerdings infolge einer gewissen nicht abzuleugnenden epischen Breite und Behaglichkeit auch ihres ursprünglichen Autors einen mit dem Stil der andern Chroniken vielfach kontrastierenden Charakter. In seiner Eigenart, die Dinge mehr in einzelnen Zügen als zusammenfassend anzuschauen, liefert der Lothringer zweifellos ein etwas farbigeres Bild, als die meisten unserer übrigen Originalberichte, die mit ihrer — vergleichsweise gesprochen — blossen Aneinanderreihung äusserlicher Thatsachen zu jenem nicht viel mehr als den Rahmen zu geben scheinen. Historische Beachtung und Verwertung aber darf dieser Bericht neben den andern nicht minder beanspruchen, als etwa die epische Darstellung der Perserkriege durch Herodot neben den scharfen, knappen Umrissen, in welchen Thukydides die Geschichte der unmittelbar folgenden Zeit skizziert hat. Das Beispiel Herodots dürfte sich für die Beurteilung Alberts auch noch weiter fruchtbar erweisen. So gut das Werk des „Vaters der Geschichte“ von sagenhaften

Elementen durchzogen ist, so grossen Anteil die hellenische Phantasie an ihm haben mag, so sehr auch bei Herodot ein breites Detail die Continuität der Berichterstattung überwuchert, und so wenig man trotz alledem sein Buch für die griechische Geschichte wird missen wollen, so wenig darf auch Albert von Aachen in der Reihe der Historiker des ersten Kreuzzuges übersehen werden. Und so wenig ferner der behaglich plaudernde ionische Erzähler imstande ist, in wahrhaft pragmatischer Geschichtsbetrachtung den tieferen Zusammenhängen von Ursachen und Wirkungen nachzugehn und die von ihm mitgeteilten Vorgänge mit dem geschärften Blick des praktischen Politikers anzuschauen — Thukydides verhält sich hier in entsprechenden Partieen seines Werkes zu ihm wie Wilhelm von Tyrus zu Albert von Aachen —, so wenig darf man in der Chronik eines Teilnehmenden, welche der letztere uns überliefert hat, die Darstellung eines Geschäftsmannes suchen, wie wir sie etwa bei einem vornehmen Kleriker auf der einen, oder bei einem Krieger, der hoch genug stand, um über die Leitung der militärischen Operationen orientiert zu sein, auf der anderen Seite erwarten könnten. Ein niederer Geistlicher mit den durchaus weltlichen Interessen dieser Klasse im früheren Mittelalter, mit einem unbefangenen, offenen Blicke, welcher alles das klar erschaute, was in seinen Gesichtskreis fiel, ohne über diesen weiter hinauszudringen, — mit einem warmen und empfänglichen Herzen, doch von religiösen und politischen Tendenzen nirgends stärker beeinflusst, als es die Gebundenheit der Zeit überall mit sich bringt, — ein Kind dieser Zeit in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln, aber vor anderen ausgestattet mit der Gabe, in behaglicher Ausführlichkeit und Anschaulichkeit mitzuteilen, was er so Herrliches und Wunderbares zu erleben und mit zu vollbringen gewürdigt worden war, — ein echter Deutscher übrigens in seinem Fühlen und Denken, das der römische Anstrich damals bei seinem Stande noch nicht überall ätzend zu durchsetzen vermocht hatte, — so dürfen wir uns den Mann vorstellen, der den Bericht nieder-

schrieb, welchen dann Albert von Aachen mit einigen andern Elementen zusammengethan hat in ein unschwer in seine ursprünglichen Bestandteile zu zerlegendes Ganze. Diese andern Elemente, welche Albert in den ursprünglichen Bericht einfügte, sind es dann, welche Sybels Aufmerksamkeit fast ausschliesslich auf sich gezogen haben und ihn die grosse Masse des Übrigen einfach übersehen liessen. Den durchaus mythographischen Charakter dessen erkannt zu haben, was sich heute als später eingedrungene Zuthat zu einem ursprünglichen, durchaus historischen, wenn auch mittelalterlich-historischen, Bericht darstellt, ist Sybels unbestreitbares Verdienst, und ein um so grösseres, als die Mittel damals noch nicht vorlagen, welche heute, an der Hand der Vergleichung der poetischen Kreuzzugslitteratur, die Herausschälung der fabulierenden Elemente aus den historischen Berichten mit Bequemlichkeit gestatten. Sybel indessen führte seine Erkenntnis dieser Elemente zu weit; für ihn kennzeichnete sich Alberts ganzes Buch als poetische Sagengeschichte, offenbar deshalb, weil eine gewisse epische Breite mit ihrer Kleinmalerei die Darstellung überall beherrscht; aber nicht alles, was diesen Charakter trägt oder was in einem gehobenen Ton vorgebracht wird, welchen der Gegenstand an sich völlig rechtfertigt, muss nun auch gleich Poesie und Erzeugnis der Phantasie sein. Zumal durch die Mittel, welche der Autor anwendet, um diesen gehobenen Ton zu erzielen, hat sich Sybel, sehr zum Schaden seines Urteils, über Gebühr blenden lassen; sie sind, ganz im Gegensatz zu seinen Ausführungen, recht dürftig und beweisen, dass eigentliche poetische Gestaltungskraft nicht nur etwa dem Schreiber der Chronik, sondern schliesslich auch dem „Mythographen“ Albert fast völlig abgeht. Es sind beispielsweise fast immer stereotype Phrasen, welche die Herrlichkeit des zur Schlacht ausziehenden Heeres malen, und wenn man das „*in loricis, galeis et clypeis*“ einmal gelesen, die „*signa mirae pulchritudinis*“ einmal leuchten, die „*vexilla varii coloris*“ einmal flattern gesehn hat, so kennt man fast alle übrigen Stellen ähnlicher Beschaffenheit und hat den immer wiederkehrenden poetischen

Apparat des Autors so gut wie erschöpft. Sybels Schilderung von seiner dichterischen Befähigung ist demnach durchaus übertrieben, und die Zusammenstellung auf S. 65, die uns Unrecht geben könnte, eben nur eine „fast (!) wörtliche“ Zusammenhäufung von Detail aus allen Teilen des Buches, wie es sich zu so farbigem Bilde vereinigt nirgends findet. Dem gegenüber, was Sybel fälschlich für Poesie ausgegeben hat und was in Wahrheit oft recht unbeholfene Versuche eines ungeübten Stilisten zur Hebung des Ausdrucks sind, ist vielleicht sogar Kugler noch etwas zu streng oder — zu vorsichtig gewesen. . . . . Die wirklich mythographischen Bestandteile kennzeichnen sich erst noch ganz anders: nicht so sehr die poetische Färbung des Ausdrucks, als eine poetisch-phantastische Sinnesart charakterisiert sie, die von realen Verhältnissen ganz absieht und sich in der Ausspinnung einzelner Heldenthaten zu unendlichen Abenteuern gefällt, durch den Mangel jeglichen Gefühls für Zweckmässigkeit hervorragt, und in dem Unmöglichen das Feld findet, auf welchem sie sich mit Vorliebe tummelt. Aber Kugler hat uns gelehrt, dieses Ausschweifen einer bodenlosen Phantastik, wie es die Lieder in unzähligen Beispielen zeigen, von dem bescheideneren Fluge zu trennen, welcher auch ein sonst nüchternes Denken unter dem Eindruck grosser Dinge aufwärts trägt; er hat nachgewiesen, welchen verhältnismässig geringen Bestandteil jene schlechtweg zu eliminierenden Elemente in der Chronik Alberts von Aachen ausmachen, alles in allem kaum mehr als ein Zehntel*) des ganzen Werkes, und welch grosse Masse von Material daher, unsere Kenntnis vom ersten Kreuzzuge bereichernd, übrig bleibt. Er hat die Einheitlichkeit dieser ganzen Masse erkannt und uns damit ein umfangreiches — deutsches — Geschichtswerk so gut wie neu geschenkt. Sybel hatte die Frage gar nicht berührt, wie ein mittelalterlicher Autor fähig gewesen sein sollte, aus der unendlichen Fülle sagenhafter Einzelberichte, aus der er sich Alberts Buch ent-

*) Forschgn. z. dtsch. Gesch. Bd. 26 (1886), S. 305 ff.

standen dachte, ein grosses zusammenhängendes Werk herzustellen, ja auch nur diese Einzelberichte überhaupt und so zusammenzubringen, dass daraus eine fortlaufende Geschichte eines mehr als zwanzigjährigen Zeitraumes geschaffen werden konnte. Kugler musste erst darauf hinweisen*), dass es einem Sohne des 12. Jahrhunderts ungefähr ebenso leicht gewesen wäre, die „Kritik der reinen Vernunft“ zu schreiben, wie aus der Fülle von gänzlich zusammenhangslosem Stoff, der nach Sybel dem Aachener Kanonikus vorlag, diese Einheit herzustellen. So giebt es kaum einen Punkt, wo Sybel unserm Geschichtswerke gerecht geworden wäre. Nachdem ihm, an der Hand der an sich richtigen Beurteilung der mythographischen Bestandteile des Buches, dessen Charakter als einer poetisch-phantastischen Produktion einmal feststand, hat er diese vorgezeichnete Schablone mit unglaublichster Willkür angewendet, die einfachsten, unanfechtbarsten Einzelheiten damit bis zur Unkenntlichkeit übermalt. Kuglers Untersuchungen im einzelnen sind in bewusster Weise, was manche Ausführungen Neuerer vor ihm schon in unbewusster, nichts weiter als eine beständige Remonstration gegen solche Willkür Sybels. Die nüchternsten, schlichtesten Berichte von Thatsachen entgehen dieser schablonenhaften Willkür nicht, welche mit dem Suchen nach „Mythographie“ zugleich ein beständiges Aufspüren von Tendenzen verbindet, wie sie erst der späteren Sage eigen sind. Gänzlich harmlose Äusserungen einer religiösen Gebundenheit, die den Pragmatismus der Dinge gelegentlich an jene statt an diese Welt anknüpft, aber in Wirklichkeit bedeutend weniger auffällt, ja seltener ist, als in den übrigen Quellen, und bei dem Sinn der Zeit nur durch ihr völliges Fehlen zu befremden vermöchte, werden zu sorgfältig registrierten Ausflüssen einer mystisch-theopneustischen Auffassungsweise, welche vermeintlich die Leitung des frommen Unternehmens ausschliesslich den himmlischen Mächten zuweist; und das lebhafte, aber in keiner Weise befremdliche Interesse,

*) Vgl. „Albert von Aachen“ S. 416. Forschgn. Bd. 23, S. 488.

das der Autor der Teilnahme seiner lothringischen Landsleute und ihres Herzogs am Kreuzzuge zuwendet, das aber durchaus nicht einseitiger ist, als der Parteistandpunkt unserer normannischen und provenzalischen Berichte, wird in Sybels Schablone zu einer aus den bedacht- und bedeutungslosesten Bemerkungen herausgepressten tendenziösen Verherrlichung Gottfrieds von Bouillon, im Sinne der späteren Sage, als angeblichen gottgesandten und gottgeweihten Leiters des ganzen Zuges. — Bei alledem bleiben nun aber breite Schichten des umfangreichen Buches zurück, welchen selbst diese durch und durch willkürliche Behandlung mit ihrem Einzwängen in das Prokrustesbett vorgefasster Meinungen nichts anzuhaben vermag, und wo auch der durch ein falsches Vorurteil getrübte Blick weder eine Spur von Mythographie, noch von irgend welcher religiösen Phantastik oder politischen Tendenz zu entdecken imstande ist; diese breiten Schichten sind bei Sybel entweder kurzweg unbeachtet geblieben oder haben doch eine höchst sonderbare Behandlung erfahren: was weder mystisch noch mythisch, weder phantastisch noch tendenziös war, das musste wenigstens einfach **falsch** sein; Alberts Darstellung wird, in systematischer Negation, auch da zurückgewiesen, wo jede Einwirkung sagenbildender Motive, jede religiöse oder sonstige Tendenz unmöglich ist. Sybel bleibt uns die Erklärung dafür schuldig, was für seltsame Einflüsse es wohl gewesen sein mögen, welche selbst Berichte der nüchternsten, sachlichsten Art, kahle und verständige Mitteilungen, bei denen jedes reflektive Moment ausgeschlossen ist, in der einzigen sonderbaren Tendenz entstellt haben sollen, Falsches statt des Wahren zu geben, Osten zu sagen, wo nach dieser befangenen Überkritik Westen, und rechts, wo nach ihr links stehen sollte. Aus diesem einseitigen Bestreben, die Darstellung bei Albert von Aachen wenigstens des Irrtums zu überführen, wo es nicht angeht, sie der Tendenz zu zeihen, und sie auf jeden Fall in Widerspruch mit den Berichten der übrigen Quellen zu bringen, auch wenn sie viel leichter mit ihnen in Einklang gesetzt werden kann, ist bei Sybel eine

förmliche Verzerrung einer grossen Reihe uns vorliegender thatsächlicher Angaben hervorgegangen, welche der wirklichen kritischen Durchdringung und Vereinigung des historischen Stoffes über den ersten Kreuzzug oftmals hinderlich im Wege gestanden hat.

Seitdem nun aber mit der Rehabilitation des Werkes Alberts von Aachen durch Kugler die Bahn für eine unbefangene Betrachtung unseres Quellenmaterials wieder geöffnet ist, handelt es sich keineswegs mehr um Albert allein. Schon für diesen beanspruchte Kugler bei aller Gründlichkeit und sorgfältigen Spezialisierung seiner Forschung nicht, in jeder Einzelheit abschliessende Ergebnisse zu liefern, sondern zunächst nur mit einem „hemmenden alten Vorurteil gründlich aufzuräumen und hierdurch den Boden zu bereiten für die längst notwendig gewordene neue Erforschung des Zeitalters des ersten Kreuzzuges“.*) Indessen ist von Kuglers Seite für die Würdigung und Wertung der lothringischen Chronik im allgemeinen so gut wie alles, und auch bis in kleines Detail hinein so viel geschehen, dass die Forschung, welche auf seinen Schultern steht, gut thut, zunächst den Anregungen zu folgen, die er hinsichtlich der Neubehandlung auch des ganzen übrigen Quellenmaterials gegeben hat.**) Gemäss der Bedeutung, welche die lothringische Chronik gewonnen hat, muss, wie Kugler mit Recht bemerkt, der Grad der Glaubwürdigkeit der übrigen Quellen, speziell der *Gesta Francorum* und Raimunds von Aguilers, schon an und für sich, durch das blosse Schwergewicht jener Darstellung, um ein Geringes beeinträchtigt werden. Aber hier kommt auch noch ein weiteres Moment in Betracht, das Kugler wohl nur infolge der früher erwähnten pietätvollen Rücksichtnahme nicht angedeutet hat. Auch die bisherige aller Welt feststehende Beurteilung der genannten beiden Autoren stammt ganz und gar von Sybel, und die Frage

---

*) Kugler im „Albert v. A.“ *passim* (z. B. S. 418 ff.) und besonders in den „Analekten z. Kritik A.'s v. A.“ (Tüb. Un.-Pr. 1888.)

**) Albert v. A., S. 419 ff.

muss also aufgeworfen werden, ob das günstige Urteil über ihre Schriften, auf das jener seine ganze Geschichte des Kreuzzuges aufgebaut hat, nicht vielleicht von ähnlicher Willkür diktiert sein könnte, wie das ungünstige über Albert, so dass der Stoff hier in gleicher Weise nach der Schablone vorgefasster Meinungen behandelt wäre. Eine ebenso schroffe Antwort wie hinsichtlich Alberts wird diese Frage nun zwar nicht finden, aber uns immerhin zu Gesichtspunkten führen, die von den bisher massgebenden weit entfernt sind. Für die *Gesta* hat es Kugler bereits ausgesprochen (A. v. A., S. 420), dass sie bei aller Vorzüglichkeit mit mehr Fehlern und Seltsamkeiten behaftet sind, als Sybel annahm. Der letztere hat es z. B. gänzlich unterlassen, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie offenbar schon in den originalen Bericht des Autors Elemente eindringen konnten, welche mit der wildesten Phantastik Albertscher Mythographie und der Lieder selbst durchaus gleichen Schritt halten, ja den letzteren für weite Strecken nahezu wörtlich entsprechen. Eine ähnliche Korruption kann der lothringischen Chronik nirgends vorgeworfen werden: ihr sind jene mythographischen Zuthaten, welche ihr erst in Alberts Redaktion angefügt worden sind, durchaus heterogen; die Phantastik in den Gesten aber kann kaum einem anderen als dem ursprünglichen Verfasser zugeschrieben werden, und um von fremdartigeren Blüten derselben zu schweigen, stellt sich fast sein ganzer Bericht über die Belagerung von Antiochien durch Kerboga Schritt um Schritt dem der *Chanson d'Antioche* an die Seite und entspricht, wie wir im einzelnen auszuführen noch Gelegenheit haben werden, durchaus dem ersten Niederschlag einer nicht mehr historischen, sondern die Dinge bereits durch die farbig brechenden Gläser reproduzierender Phantasie anschauenden Betrachtungsweise. Der normannische Kriegsmann giebt für diesen ganzen Abschnitt durchaus nur wieder, was allerdings vielleicht schon am Abend der Befreiungsschlacht ein Spielmann am Wachtfeuer auf dem Schlachtfelde oder beim Gelage in der Stadt in Reime gefügt hatte; Reime aber, poetische Nachklänge des Erlebten, sind's sicher

gewesen. Und da kaum anzunehmen ist, dass etwa der ursprüngliche Verfasser der betreffenden Lieder oder der Redactor der *Chanson* sich gerade hier den Bericht der Gesten zum Vorwurf und Gerippe seines Singens genommen haben sollte, — die Frage bedarf freilich noch genauer Untersuchung im einzelnen —, so liegt immerhin Grund genug für uns vor, dem Schreiber der *Gesta* auch an andern Stellen etwas schärfer auf die Finger zu sehn, nachdem sich einmal in einem so wesentlichen Punkte Sybels Auffassung, dass wir es hier mit einer einfachen, schlichten und, soweit die Dinge vom Standpunkte des Autors fassbar waren, schlechthin massgebenden Berichterstattung zu thun hätten, als unzutreffend erweist. Die Neuuntersuchung der Gesten, wie jede Arbeit über unsern Stoff überhaupt, ist durch die Ausgabe ungemein gefördert worden, welche Hagenmeyer*) neuerdings von dem kleinen Büchlein geliefert und in seinem bekannten Bienenfleiss mit einem erklärenden Apparat versehen hat, der in seiner Fülle und Sorgfältigkeit eine kaum zu erschöpfende Fundgrube, ein umfassendes Repertorium für die Geschichte des ersten Kreuzzuges geworden ist. Jeder Forscher auf diesem Gebiet wird in Zukunft dem gelehrten Herausgeber zu grösstem Danke verpflichtet sein. Hagenmeyer hat, von den *Gesta* ausgehend, die stoffliche Grundlage für die Neubehandlung der Kreuzzugsgeschichte fast in noch umfassenderer Weise liefern können als Kugler, vom Albert aus, die kritische. Letztere Seite, die kritische, ist die schwächere des verdienstvollen Werkes; obwohl mit Kuglers Ergebnissen vielfach übereinstimmend, sie auch in manchen Einzelheiten ausgestaltend und verbessernd, steht Hagenmeyer noch allzusehr im Banne Sybelscher Anschauungen, die ihn an eine historische Unfehlbarkeit der Gesten glauben lassen, welche ihnen nicht zukommt, und hat z. B. gerade ihr Verhältnis zur Liedertradition einer wirklich ein-

---

*) *Anonymi Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum,* mit Erläuterungen herausgegeben von Heinrich Hagenmeyer. Heidelberg 1889/90.

dringenden kritischen Betrachtung nicht unterzogen.*) In dieser Hinsicht bleibt, auf einem durch Hagenmeyers Sammlerfleiss nun freilich durchaus bereiteten Boden, die kritische Hauptarbeit noch zu leisten übrig.

Nicht ihr indes, mit der wir uns nur gelegentlich zu berühren haben werden, wollen wir uns im Folgenden zuwenden, sondern einer Neuprüfung der anderen wichtigsten Kreuzzugsquelle, dem provenzalischen Bericht Raimunds von Aguilers. Auch hier handelt es sich, wie wir glauben, nur zum kleinsten Teil um die von Kugler angedeutete leise Beeinträchtigung ihres Wertes, welche eine jede Quelle dadurch erleiden muss, dass eine andere umfangreiche Darstellung, in diesem Falle wie eine neu entdeckte, neben sie tritt. Was in dieser Beziehung hinsichtlich Raimunds zu sagen war, ist von Kugler bei seiner Vergleichung der lothringischen Berichte mit den übrigen zumeist bereits gesagt worden, und nicht das einfache Herausziehen und Zusammenstellen dieser Einzelheiten, soweit sie Raimund angehen, kann hier unsere Aufgabe sein. Es handelt sich vielmehr auch für diesen um eine Neubegründung des kritischen Standpunktes, den wir ihm gegenüber einzunehmen haben. Auf den bisherigen, wie er von Sybel fixiert ist, stellt sich auch Kugler noch in der Hauptsache, wenn er meint (S. 421), von der Liedereinwirkung sei Raimund nicht ganz frei, jedoch nur wenig berührt, „denn, charakteristisch genug, wurde die Phantasie dieses religiösen Fanatikers fast ausschliesslich von den Zeichen und Wundern des Zeitalters in Anspruch genommen.“ Diese Worte stehen durchaus auf dem Boden des Urteils über Raimund, wie es Sybel festgestellt hat. Wir haben danach (Sybel S. 22) in dem Buche eine „höchst schätzbare Quelle voll reichen und glaubwürdigen Details, häufig getrübt durch Leidenschaftlichkeit und Aberglauben, aber aufrichtiger und leicht erkennbarer Natur.“ Der Autor ist nach Sybel ferner frisch und unbefangen, von einer derben und

*) Vergl. die Rezension von Kugler in der D. L. Z. 1890 (5. April), S. 509 ff.

kräftigen, urwüchsigen Roheit, die ihn auf einem einigermassen niedrigen und einseitigen Standpunkt zurückhält, auch in seiner Begeisterung für den Kreuzzug und, wo es sein kann, für seine Landsleute und deren Führer. Was ihn den anderen gegenüber besonders charakterisiert, ist „nicht immer erfreulich; ein wilder Wunderglaube, ein wütender Hass gegen alles Entgegenstehende, die niedrigste Art, das Überirdische mit dem Menschlichen zu verbinden, gehen gleichmässig aus seinem Wesen hervor.“ (S. 17.) Aber so niedrig er steht und so ungebildet seine Weise ist, sich auszudrücken, fehlt ihm nach dieser Auffassung nicht der richtige Blick für die äusseren Dinge, die er unbefangen und wahrhaft, soweit sie sich ihm darstellten, mitteilt. Sein am meisten hervortretender Charakterzug, der auch von Kugler herausgehobene religiöse Fanatismus, verhindert ihn in seiner Echtheit und Ursprünglichkeit nicht, uns neben den Gesten, mit denen er überall in vollster Harmonie, die getreuesten und objektivsten Berichte über die Ereignisse zu geben.

So viel, was seine innere Natur den Begebenheiten gegenüber angeht; hinsichtlich der Äusserlichkeiten ist er der von ihm eingenommenen Stellung nach zur Berichterstattung vollkommen befähigt, und diese Berichterstattung angeblich eine durchaus selbständige, sein Buch von den übrigen gleichzeitigen Darstellungen, besonders von der der Gesten, völlig unbeeinflusst, trotzdem es dieser letzteren, den andern gegenüber, hier und da in etwas auffälliger Weise parallel läuft. „Beide Bücher sind von einander völlig unabhängig, so oft man auch aus ihrer Übereinstimmung auf gemeinsamen Ursprung geschlossen hat, so sehr man sich auch zu dem Glauben geneigt fühlt, Raimund habe, etwa die Gesten vor sich, nur zu deren Ergänzung geschrieben. Es ist aber nichts damit, als dass jeder die reine, unverfälschte Wahrheit meldet, soviel davon der eine unter seinen Normannen, der andere bei den Provenzalen wahrzunehmen vermochte. Die Ereignisse waren weder geheim noch verwickelt: die sachliche Übereinstimmung der beiden Schrift-

steller kann uns also nicht in Erstaunen setzen. Wirkliche Gemeinschaft auch nur einzelner Sätze ist durchweg zu leugnen.“ (S. 18).

Man sieht, dies Urteil gipfelt in zwei Punkten: einmal in der Echtheit und Ursprünglichkeit von Raimunds fanatischem Wunderglauben, mit welchem völlige subjektive Wahrhaftigkeit verbunden sei, dann in der Unabhängigkeit des Autors von allen übrigen Berichten, speziell den *Gesta Francorum*. — Es war nun die, wie wir sahen, noch von Kugler geteilte, von Sybel begründete *communis doctorum opinio* über den religiösen Standpunkt Raimunds, welche den Schreiber dieser Zeilen schon vor Jahren stutzig gemacht hat, im Hinblick auf gewisse Dinge, die ihm bei flüchtigem Durchmustern des Buches aufgefallen waren. Jedoch erst, nachdem die früher auf aller Forschung über den ersten Kreuzzug lastende Autorität Sybels durch Kuglers Entdeckungen endgiltig so viel von ihrer bedrückenden Wucht eingebüsst hatte, dass abweichenden Meinungen überall ein vordem nicht zu findender Spielraum geboten war, entschloss sich der Verfasser, seinen leisen Zweifeln in betreff des Sybelschen Urteils auch über den vorliegenden Autor, in Hinsicht jenes ersten Punktes, näher nachzugehn, — und hat dieselben über Erwarten bestätigt gefunden. Diese Bestätigung ergab dann von selbst den Anreiz, auch den zweiten Punkt schärfer ins Auge zu fassen, — und auch hier zeigte sich dann eine Modifikation der bisherigen Ansicht in ihren wesentlichsten Teilen, bis zur völligen Umkehr, als unausweichlich. Die Beweise für die Notwendigkeit einer umfassenden Änderung des Urteils über Raimund und sein Buch zu geben, wird den Inhalt der folgenden Darstellung ausmachen. Ob die hier vorgelegte veränderte Beurteilung eines unserer wichtigsten Kreuzzugsschriftsteller der kritischen Prüfung standhalten wird, darüber erwartet der Verfasser hoffnungsvoll die Entscheidung der Wissenschaft und in erster Linie des verehrten Inspirators dieser Studien selbst. Mit ihm weiss er sich, auch wenn er über spezielle Anregungen und Anschauungen hinaus selb-

ständig fortgeschritten ist, in einem höheren Sinne eins. Es ist der Geist wahrhaft freier Wissenschaftlichkeit, wie er im „Albert von Aachen“ einer vorurteilslosen Forschung die Bahn gebrochen, der uns zu solch selbständigem Weiterstreben angefeuert hat. Und von diesem Geiste einmal auch ausdrückliches Zeugnis abzulegen und den neuen Standpunkt nicht nur *implicite*, wie es bisher allein geschehen, festzustellen, war der Zweck unserer bisherigen Ausführungen. Sie beanspruchen darum mehr zu sein als eine blosse Einleitung, für welche sie zu lang gediehen wären. Wenigstens andeutend hatten wir zunächst unserer Überzeugung Ausdruck zu geben, dass mit dem herkömmlichen Vorurteil gegen die Liedertradition für einen wahrscheinlich nicht geringen Bestandteil derselben aufgeräumt werden müsse. Dann aber musste für die Wertung von Sybels Werk, welches so lange Träger dieses und anderer Vorurteile gewesen, mit der bisherigen erklärlichen und an sich löblichen Rücksichtnahme gebrochen und das Notwendige endlich einmal gesagt werden*); erst dadurch ist die von Kugler für alle Zukunft freigelegte Bahn auch von dem schädlichen Staub und den verhüllenden Dünsten gereinigt, die den Blick bisher weiter auszuschweifen hinderten.

Die Untersuchung über Raimund von Aguilers gedenken wir nun so zu führen, dass wir zunächst, nach den Personalien des Autors, unter Heraushebung der bezüglichen Teile seines Buches jenen angeblichen Hauptcharakterzug ins Auge fassen, den echten und ursprünglichen religiösen Fanatismus und Wunderglauben, der, eben wegen seiner Echtheit und Ursprünglichkeit, ihn an aufrichtiger, wahrhafter Berichterstattung niemals hindern soll. — Alsdann wäre in einem zweiten, umfassenderen Teile die ganze übrige Darstellung Raimunds auf ihre innere und äussere Glaubwürdigkeit sowohl wie auf ihre Übereinstimmung mit den anderen Quellen, speziell mit den Gesten und Albert, zu prüfen. Wir kämen mit dem von uns gesammelten Material auf diese Weise zur Fertigstellung eines

*) Vgl. im Gegensatz dazu z. B. den einfachen Panegyrikus von Delbrück noch im J. 1882. (Hist. Ztschr. Bd. 47, S. 423 ff.)

der Hagenmeyerschen Gestenausgabe parallel laufenden Kommentars zu Raimund von Aguilers. Aber obwohl dies Unternehmen um so mehr reizen könnte, als Hagenmeyer ja bereits den weitaus grössten Teil der Arbeit vorweggenommen hat, und nur noch das speziell Raimundische übrigbliebe, so dass dieser Kommentar an Umfang nur einen kleinen Teil des den Gesten gewidmeten einzunehmen brauchte, so müssen wir doch aus äusseren Gründen davon absehn, für diesmal Abschliessendes zu geben. Nur die leitenden Gedanken sollen hier Darstellung finden und auf die wichtigsten Punkte bezogen werden. Aber auch in dieser Beschränkung wird unsere Arbeit hoffentlich ausreichen, um uns ein Urteil über die zweite Hauptfrage, die angebliche völlige schriftstellerische Unabhängigkeit Raimunds, gewinnen zu lassen. Von den veränderten Gesichtspunkten aus, deren Berechtigung wir nachzuweisen gedenken, wird vielleicht hier und da ein neues Streiflicht auf die Auffassung einzelner Thatsachen des Kreuzzuges fallen und der eine oder andere Vorgang anders erscheinen als bisher. Was an der Durchführung im einzelnen noch fehlt und uns selbst oder anderen später nachzuholen vergönnt sein sollte, wird, davon sind wir überzeugt, zu manchen durchgreifenden Änderungen der Geschichte des Zuges führen. Ohne das Ergebnis solcher Änderungen wäre unsere Untersuchung von geringem Wert; ist es doch nicht die litterarische Individualität des Autors an sich, die gemeinhin den Historiker anzieht, sondern die Brechung des Bildes von den Dingen selbst, wie diese Individualität sie herbeiführt. Nur wenn er mit dem wirklich der Beachtung würdigen Gewordenen und Gewesenen, dessen Betrachtung ihn der höheren Zwecke aller Forschung nicht vergessen lässt, die Ziele seiner Wissenschaft jederzeit im Auge hat, wird der Geschichtsforscher vor dem, im schlechten Sinne, philologischen Kleinkram bewahrt bleiben, der, längst nicht mehr einer einzigen Disziplin eigen, jeden weiteren Ausblick am Ende gänzlich verschliesst und dem gelehrten wie dem geistigen Leben der Nation überhaupt in neuerer Zeit so schädlich geworden ist.

II.

Wir wissen von den persönlichen Verhältnissen Raimunds nicht mehr, als er selbst gelegentlich von sich berichtet. Denn mit einer einzigen bald zu nennenden Ausnahme fügen andere Kreuzzugsschriftsteller diesen gelegentlichen Mitteilungen nichts neues hinzu. Den Beinamen *de Aguilers* nennt weder er noch einer der anderen Autoren; er gehört allein den Titeln der Handschriften an und findet sich dort in den verschiedensten Formen, von denen jedoch die angegebene, von den Herausgebern des *Recueil* adoptierte, soweit der dort benutzte Apparat in Betracht kommt, die bestbezeugte zu sein scheint. Andere Formen sind *de Guilers*, *Agilers*, *Agiles*, *Agilles*, endlich (von Bongars, in dem seiner Ausgabe vor- und im *Recueil* Band III. p. XVII. abgedruckten *Monitum*, aus dem Petauschen *Liber principalis bellorum Domini* citiert) *Arguilliers*. Was der Zusatz zu bedeuten hat, und ob wir es vielleicht mit einem Ortsnamen zu thun haben, der alsdann die Herkunft unseres Autors oder die Stätte seiner späteren Wirksamkeit bezeichnen könnte, ist nicht klar. Auf eine solche Ortschaft könnte vielleicht der Name des *Puy de l'Aiguiller* (*aiguillier* wäre appellativ: altfrz. der „Nadler"), einer im Département Puy de Dôme zwischen dem gleichnamigen Gipfel und dem Mont Dore nicht weit von Clermont gelegenen Bergspitze, führen, doch vermag ich nicht einmal eine bestimmtere Vermutung in dieser Hinsicht aufzustellen. Einen andern, aber ähnlich unbestimmten Anhalt könnte die Namensform *Agilles* (nach Pertz, Archiv VII, 1839, S. 81 in dem *cod. Lond. Harl.* 4340) bieten, und es sich danach vielleicht nur um eine aus Verwechselung hervorgegangene

Korruption des üblichen Beinamens des Grafen Raimund von St. Gilles handeln.

Als Mitautor des Büchleins, das wir unter Raimunds Namen besitzen, figuriert, in der Vorrede wenigstens, *Pontius de Baladuno*, ein Ritter, mit welchem Raimund eng verbunden war und dessen Tod vor Arka (S. 275 E) ihn aufs tiefste erschütterte. In französischen Handschriften finden sich die Namensformen *Baladun* und *Baladon;* Neuere (so Chevalier in seinem *Répert. des sources hist. du moyen âge*) geben *Balazun* oder (*Hist. litt. de la France, VIII. p. 623, 626*) *Balazum*; Tudebod schreibt (XIII. 12, S. 100) *de Balan* oder *de Baulan* (woher der Herausgeber in der Note zu dieser Stelle die Form *de Paludano!* hat, unterlässt er uns zu sagen); die *Hist. b. S.* (S. 211) *de Balau.* Der Mönch Robert endlich (S. 857 A) nennt ihn *Pontius Balonensis.* Die Herausgeber des *Recueil* (III, XXV) vermuten danach einen Ortsnamen *Balon* oder *Ballon* und finden solche in den Départements *Charente-inf.* und *Sarthe.* In beide kann der Mann als Provenzale, dessen *dominus* der Bischof von Viviers war (*praef.*, S. 235, man achte auf das *meo,* das offenbar nur Pontius als Unterthan des Bischofs bezeichnen soll), natürlich nicht gehört haben. Ich schlage in Ermangelung eines Besseren den Ort *Vallon* vor, der im alten Vivarais, der Diöcese von Viviers, wenige Meilen von diesem, am Ardèche im Département gleichen Namens gelegen ist. Er würde die Beziehungen zum Bischof von Viviers sowohl, wie auch, wenn Raimund, als des Pontius Freund, aus der gleichen Gegend stammte, unseres Autors Übergang in die Diöcese von le Puy erklären, da auch Bischof Ademar (von Monteil) demselben eng umgrenzten Distrikt an der unteren Rhône angehört, wenn anders Montélimar, *Montilium Ademari* (vgl. den Namen von *le Teil* am anderen Rhôneufer) von ihm bezw. seinem Geschlechte den Namen hat. (Für alle diese Örtlichkeiten s. Vogel in Stielers Handatlas No. 31.)*)

*) Erst nachträglich kommt mir die von Hagenmeyer, S. 436 n. 26 citierte Plauderei von Léon Védel in der *Revue Lyonnaise (1884,*

Raimund bezeichnet sich selbst in der Vorrede als Kanonikus von le Puy (S. 235). Die Annahme indes, dass er die Priesterweihe erst im Laufe des Kreuzzuges empfangen habe (Sybel S. 16), beruht vielleicht auf zu wörtlicher Deutung eines gehobenen Ausdrucks (S. 276 A: *quia quum promotus ad sacerdotium in itinere Dei sim, magis debeo obedire Deo testificando veritatem*), der nur die höhere Weihe innerlicher Art und die ihr entsprechende Verantwortung bezeichnen mag, welche der Verfasser nach seinem Gefühl durch die Teilnahme am Kreuzzuge erworben zu haben meint.

Raimund stand auf dem Zuge in Diensten des Grafen von Toulouse als dessen Kaplan (S. 257 B u. ö.), welcher Posten ihm indessen eine sonderlich hohe Vertrauensstellung bei seinem Herrn zunächst noch nicht verschafft zu haben scheint, da er sich über die tieferen Beweggründe von dessen politischer Handlungsweise vielfach im unklaren zeigt und, wie wir sehen werden, das Bedürfnis gefühlt hat, sich einen

---

t. VIII, p. 153 ff.) „*A travers le Vivarais: Balazuc et Pons de Balazuc*“ zu Gesichte, deren wissenschaftliche Verwertung bei ihrem dilettantisch-feuilletonistischen Charakter freilich sehr unsicher ist. Der Autor setzt es als allgemein bekannt und keines weiteren Beweises bedürftig voraus, dass *Baladunum* mit der über dem gleichnamigen Dorfe (Bahnstation am Ardèche, Linie Vogué-Robiac, jenem *Vallon* übrigens ganz nahe) belegenen Ruine *Balazuc* identisch ist, und führt die Geschichte des dortigen Herrengeschlechtes von dem Vater unseres Pons — von dem letzteren kennt er sogar eine Urkunde aus 1090 — durch mehrfache Verzweigungen bis in die Revolutionszeit herab. In einem wörtlich mitgeteilten (lateinischen) Testament von 1504 lautet der Name des Schlosses noch *Baladunum;* der französische soll über *Baladun* und *Balazun Balazuc* (?) geworden sein. Diese wenigstens nach Védels Auffassung feststehenden Thatsachen sind dem Herausgeber Raimunds im Recueil absolut unbekannt geblieben! Herr Védel leistet jedoch gleichfalls Anerkennenswertes auf dem Gebiete der Ignoranz; er hat keine Ahnung von der Existenz des Recueil und behauptet, die Bongarssche Ausgabe des Raimund sei die einzige existierende (S. 167), weshalb er beharrlich die Pariser Handschriften selbst citiert. — Eine dem Aufsatz eingefügte Studie über Raimund ist wertlos.

eigentlichen Einfluss, auf Umwegen, durch Mittel bedenklicher Natur erst zu schaffen. Mit der Unklarheit über die politischen Prinzipien des Grafen hängt eine, bei aller Zuneigung zu seinem Herrn, höchst unbefangene Kritik zusammen, die er an dessen Thun und Lassen übt. Sie bietet, in Verbindung mit einer durchaus volkstümlichen Auffassung dieses Thuns und Lassens den hinreichenden Beweis, dass wir es nicht etwa mit einem der hochgestellten Geistlichen zu thun haben, in deren Händen fast alle diplomatische Aktion jener Tage lag, sondern mit einem gänzlich auf seinen eigentlichen Beruf beschränkten einfachen Priester, der freilich nach Art seines Standes die Gelegenheit begierig ergriff, sobald sie sich darbot, jene Schranken zu durchbrechen, aber in seinen Versuchen in dieser Richtung mehr Eifer als Geschick bewies. Wenn indessen die von Raimund an dem Grafen geübte Kritik am Ende doch der Zurückhaltung nicht entspricht, welche sich auch der einfachste und von diplomatischer Feinheit noch so wenig berührte Mann in seiner Stellung auferlegen musste, so finden wir eine leichte Erklärung für diesen Umstand darin, dass Graf Raimund nach dem Kreuzzuge in Syrien zurückblieb, sein Kaplan dagegen vermutlich, aus seinem Dienste scheidend, in die Heimat zurückgekehrt sein dürfte, wo er sich dann um so freier aussprechen konnte, als der Graf bekanntlich sein Land niemals wiedergesehen hat. Immerhin bietet diese naive, oftmals aus volkstümlichen Impulsen gewöhnlichster Art hervorgehende Kritik einen wesentlichen Charakterzug unseres Autors.

Von einer weiteren Schilderung seines Charakters indessen und dem Herausziehen der paar Stellen, wo Raimund von sich selber spricht bezw. sich handelnd einführt, dürfen wir um so mehr absehen, als wir die Vorzüglichkeit der Sybelschen Darstellung, bis auf die besonders zu behandelnden Punkte, nicht in Abrede zu stellen gedenken und auf sie ebenso verweisen können, wie für jene einzelnen Stellen auf den Index des Recueil (Band III). Nur so viel wollen wir bemerken, dass die Stellen, wo Raimund seiner selbst gedenkt, sich so gut

wie ausschliesslich auf die Geschichte der heiligen Lanze und ihrer Anfechtung beziehen und dass in den gleichen Bereich auch die einzige Erwähnung gehört, die dem Autor bei einem andern Schriftsteller zu teil wird, wenn anders er der Kaplan des Grafen Raimund ist, der nach Tudebod (S. 113, XVI, 3) am Vorabend der Schlacht bei Askalon, die Lanze in der Hand, geistliche Funktionen ausübt. Raimund selbst nennt sich bei dieser Gelegenheit (S. 304 E, vgl. 303 G) merkwürdigerweise nicht; indessen da er auch sonst, besonders in der antiochenischen Befreiungsschlacht, der Träger der Reliquie war, die, mit ihrem Entdecker unter seiner ständigen besonderen Obhut, in der Kapelle des Grafen verwahrt wurde (S. 255 G, 262 F u. ö.), so wird die Nachricht stimmen und geht am Ende sogar doch, da Tudebod Raimund gelegentlich benutzt hat, auf eine spätere Erwähnung in dem, wie wir sehn werden, gerade an dieser Stelle verstümmelten Bericht des letzteren zurück, kann aber freilich auch auf Tudebods eigener Beobachtung beruhen.

Sicher nicht mehr als die Vorrede des kleinen Buches, und auch diese wohl kaum ihrer textlichen Abfassung nach, entstammt der Mitautorschaft des Pontius von Baladun; der Umstand, dass er an erster Stelle genannt ist, hat gelegentlich Abschreiber zu der Meinung verleitet, ein wesentlicher, ja der Hauptanteil an dem Buche komme ihm zu, und so ist es möglich geworden, dass eine oder mehrere Handschriften, mit Weglassung des zweiten Namens, sogar nur den seinigen, als einzigen Autors, tragen. (Vgl. die citierte Notiz von Bongars und das ebenfalls oben angeführte Handschriften-Verzeichnis von Pertz im VII. Bande des Archivs.) Er war nur der Inspirator, wie die Stelle S. 275 EF, obwohl in verderbtem Zustande, deutlich beweist: Stil und Charakter des Werkchens sind durchaus einheitlich. — Was wir von der Abfassungszeit des Ganzen bezw. einzelner Teile zu halten haben, wird sich uns besser als hier in synthetischer Zusammenstellung, bei späterer Gelegenheit in kursorischem Durchgehen des Buches entwickeln, da diese Frage zugleich mit der erst als-

dann zu behandelnden von der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit des Autors in engem Zusammenhange steht.

Somit wenden wir uns jetzt sogleich zur Prüfung von Raimunds religiösem Standpunkt oder vielmehr, da dieser an sich die Geschichte wenig angeht, zur Würdigung der Wunder, welche in seinem Bericht einen so bedeutenden Platz einnehmen (etwa ein Viertel des ganzen Buches nach Sybels wohl etwas zu hoher Schätzung S. 17).

„Er ist völlig hingerissen, wo eine überirdische Erscheinung sichtbarlich in seine Kreise hineinzutreten scheint“, bemerkt Sybel an derselben Stelle. Kuglers ihm folgende Äusserung citierten wir schon einmal: „Charakteristisch genug, wurde die Phantasie dieses religiösen Fanatikers fast ausschliesslich von den Zeichen und Wundern des Zeitalters in Anspruch genommen.“ Sehen wir zu, was es damit für eine Bewandtnis hat.

Wenn irgendwo in mittelalterlichen Berichten, dürfen wir in den Erzählungen vom ersten Kreuzzuge die Mitteilung von Wundern aller Art erwarten; das grosse Unternehmen der Befreiung des heiligen Grabes, das nach der späteren Legende durch unmittelbare göttliche Inspiration eingeleitet wurde, stand auch schon in den Augen der Zeitgenossen und Teilnehmer so sehr im Schutze des Himmels, dass dessen gelegentliches Eingreifen in den Gang der Dinge durchaus erwartet wurde, die allgemeine Stimmung mithin Wunder geradezu provozierte, die denn auch nicht ausblieben. Indessen sind die gleichzeitigen Chroniken freier von solch legendarischen Bestandteilen, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist; dergleichen trat in breiterer Masse erst in den späteren Bearbeitungen hinzu, und auch hier sind jene direkten himmlischen Erscheinungen seltener gegenüber dem Vorwiegen einer Art des Wunderbaren, welche keine eigentliche Durchbrechung der Naturgesetze und kein geheimnisvoll-unmittelbares göttliches Mitwirken einschliesst. Solche Wunder-

berichte entsprechen lediglich jener früher charakterisierten Stimmung, welche, die Dinge ins Phantastische steigernd, sich wohl bisweilen über die Erde erhebt, ohne doch ihren Boden gänzlich aus den Augen zu verlieren. Wenn ein blinkender Schild in der Hand eines Ritters auf dem Ölberge das Signal zur Erstürmung Jerusalems giebt, dabei jedoch vorsichtig vermieden wird, dem Ritter irgendwie ausdrücklich überweltliche Qualitäten zuzuschreiben, — so dass es sich recht wohl um einen Beobachtungsposten handeln kann, welcher von erhöhtem Standpunkte aus die Vorgänge in der Stadt besser wahrzunehmen vermochte als die Belagerer selbst (Raimund S. 299 H), — oder wenn eine tapfer kämpfende Schar sich und den Feinden durch Gottes Hilfe aufs Dreifache verstärkt erscheint, so jedoch, dass der natürliche Grund gleich darauf angedeutet wird (Raimund S. 247 AB vgl. m. Radulf c. 56 S. 648 AB), — so mögen solche und ähnliche Erscheinungen auch heutzutage von frommer Stimmung als Wunder angestaunt und weiterberichtet werden,*) ohne

---

*) Wir müssen jedoch bitten, diese und die folgenden Ausführungen nicht misszuverstehen. Wir sind keineswegs geneigt, die fromme Ekstase, welche sich über die Grenzen der Erscheinungswelt erhebt, in ihrer Bedeutung zu verkennen, und ein flacher Rationalismus nach Art überwundener Epochen liegt uns fern, der ohne Rücksicht auf die dunkeln Seiten des Menschengeistes und auf eine zwar mehr zu Tage liegende, aber nicht so leicht zu entwirrende Verschlingung von Ursachen und Wirkungen um jeden Preis natürliche Erklärungen befremdlicher Erscheinungen sucht, selbst um den Preis der Wahrheit, die eben nicht immer an der Oberfläche zu finden ist. Selbst wenn, was die Begebenheiten an sich angeht, jene Verschlingung zu kunstvollstem Knoten allemal zu lösen wäre, so bliebe immer noch mit dem Medium des anschauenden Geistes zu rechnen, und durch die labyrinthischen Irrgänge bis ins Krankhafte gesteigerter Seelenerregungen führt so leicht kein Ariadnefaden. Was wir oben von wunderbaren Erscheinungen zu erklären und auf natürliche Ursachen zurückzuführen versuchen, beschränkt sich daher auf diejenige Anzahl vereinzelter Fälle, in denen sich uns eine einfache Deutung aufs ungezwungenste zu bieten, ja, noch mehr, in denen der Berichterstatter selbst uns mit einer gewissen Absichtlichkeit auf die Spur solcher

immerhin das Befremdende an sich zu tragen, welches der „fanatische Wunderglaube“ unseres Autors bietet. Wir nennen diesen Wunderglauben, dem der Himmel in direkten Botschaften und Anweisungen aller Art nie genug thun kann, befremdend. Denn Raimund scheint zwar ein frommer Mann im Sinne seiner Zeit, giebt auch seiner Frömmigkeit gelegentlich einen etwas gesteigerten Ausdruck durch Betrachtungen, wie die, weshalb Gott sein Heer durch das wilde Slavonien geführt habe (S. 236 E: „*ob illam reor causam voluit Deus exercitum suum transire per Sclavoniam, ut agrestes homines qui Deum ignorabant, cognita virtute et patientia militum eius aut aliquando a feritate resipiscant, aut inexcusabiles Dei iudicio adducantur*“), — und spricht von der Gottlosigkeit des Heeres, die es in Not und Elend, und seiner Heiligung, die es zum Siege und zur Fülle geführt habe, nicht mehr und nicht weniger als andere auch. Aber auf der andern Seite hat er an seinem Christentum für seine Person nicht eben allzuschwer zu tragen; es gestattet ihm eine urwüchsige Roheit und Grausamkeit in der Auffassung des Verhältnisses zu den Ungläubigen (vgl. Sybel S. 17)*), wie sie beispielsweise der ritterliche Kriegsmann der Gesten nicht kennt, ebenso einen sehr energischen Hass gegen vermeintliche oder wirkliche Feinde seines Grafen, besonders gegen Kaiser Alexius (S. 240 A. u. ö.), — kurz, der milde Sinn, den eine tiefer veranlagte und weniger äusserliche Frömmigkeit auch in jenen Tagen geistlicher Streitbarkeit zeitigt (vgl. die schöne Schilderung Baldrichs von Dol bei Sybel S. 35 ff.), geht ihm gänzlich ab. Was jedoch schliesslich das Auffallendste

---

Deutung zu leiten scheint. Wo das nicht der Fall ist, geben wir die Rationalisierung eines jeden Wunders, bei der wir ein feines Gewebe mit grobem Werkzeug aufzulösen scheinen könnten, gern preis. Es handelt sich indessen um nicht viel mehr, als um die einfache Zurückführung des Sprachgebrauchs einer Zeit, der solche Anschauungen geläufiger waren, weil ihr das Übernatürliche kaum als unnatürlich galt, auf eine Ausdrucksweise, welche modernem Denken entspricht.

*) Dazu Raimund selbst S. 236 AB, 249 D, 251 GH (daneben doch einmal 252 A: *explicare crudele est*), 267 D, 285 GH, 300 B ff.

ist, — eine Reihe von Wundererscheinungen, die in der ganzen Kreuzzugslitteratur berichtet und geglaubt werden, erfahren bei Raimund eine merkwürdig kurze, kühle, zurückhaltende Behandlung, von welcher wir ein Beispiel eben bereits mitteilten, andere gleich kennen lernen werden, und welche mit der üblichen Schilderung des Charakters unseres Autors durchaus nicht zusammenpasst. Er zeigt sich hier durchaus nicht bereit, das Wunderbare als solches mit Enthusiasmus zu ergreifen. Wenn sich dieser Mann nun nach einer andern Seite hin so auffallend „stark im Glauben“ erweist, so erfordert das eine nähere Prüfung, und diese ergiebt alsbald folgendes Resultat: Die Wunder bei Raimund sind von zweierlei Natur, — die einen von der eben geschilderten Art, die andern, — sämtlich Berichte von Visionen eines ganz beschränkten Kreises von Persönlichkeiten, und von Erscheinungen weniger, ganz bestimmter Heiliger, — haben eine gewisse Tendenz, enthalten Aufträge, Anordnungen u. dgl., durch welche, wenn sie schon vom Himmel stammen, doch durchaus irdische und teilweise weltliche Zwecke angestrebt werden. Die einen sind somit, wenn man sie im Hinblick auf unsere obige Kennzeichnung so nennen will, echte Wunder (insofern sie einer frommen Gesinnung unter dem Einfluss der Anschauungen der Zeit als solche erscheinen konnten), die andern, die sich erst wirklich als übernatürliche Erscheinungen geberden und ein beständiges Hineinragen des Diesseits in das Jenseits voraussetzen, falsche, gemachte, bestellte. Es ist mit den letzteren in der Kreuzzugslitteratur eigentümlich gegangen, und wir haben nur eine Erklärung für ihre seltsame Behandlung in der neueren Geschichtsdarstellung: als Sybel, wie für alle andern Erscheinungen der Zeit, so auch für diese himmlischen Zeichen nahezu einem halben Jahrhundert vorschrieb, was es davon zu halten habe, da war die Herrschaft der Romantik in Deutschland noch nicht gebrochen, deren mystisch-frömmelndem, katholisierendem Zuge gerade solche Dinge bekanntlich immer ein *noli me tangere* gewesen sind. Unter der Maske eines innigen Sichversenkens in die Denk- und Gefühlsweise vergangener Epochen hat man

wichtige Anforderungen der eigenen ausser Acht gelassen, und dergleichen, oftmals bis auf den heutigen Tag, mit einer zarten Schonung behandelt, die einer völligen Annahme nicht selten gleichkommt und es fast vergessen lässt, dass wir in einer protestantischen Bildung und im naturwissenschaftlichen Zeitalter leben. So hat Sybel, vielleicht unter dem Einflusse dieser noch nicht völlig überwundenen Zeitströmung, es unterlassen, dem frommen Betruge mit der heiligen Lanze näher nachzuspüren, was bei der Wichtigkeit der Sache durchaus die Pflicht des Kreuzzugshistorikers gewesen wäre; so ist denn auch die Folgezeit an diesem Gegenstande und allen seinen Konsequenzen mit einem durch nichts berechtigten ehrfürchtigen Stillschweigen vorübergegangen. Kaum gelegentlich giebt eine kurze Bemerkung (z. B. bei Kugler A. v. A. S. 146 u. 147) davon Kunde, dass nicht das ganze 19. Jahrhundert des unbedingten Glaubens gewesen, es sei der heilige Andreas dem Peter Bartholomäus leibhaftig erschienen, um ihm den Platz der vergrabenen Reliquie zu weisen. Sybel ist gleichwohl dem Richtigen ganz nahe gekommen; auf S. 398 findet sich ein wesentlicher Teil dessen, was hier zu sagen war, in ein paar scharfe, klare Sätze zusammengedrängt, leider an einer Stelle, wo man es nicht mehr sucht, so dass es weniger als billig Beachtung gefunden hat. Aber auch Sybel selbst hat seiner Einsicht auf die Behandlung der Angelegenheit im übrigen keinen Einfluss verstattet (— wir wiesen schon darauf hin, in wie auffälliger Weise spezielle Urteile bei ihm von den allgemeinen erdrückt werden —), und besonders nicht die Folgerungen gezogen, welche sich für die Charakteristik des Kaplans Raimund daraus ergeben mussten. Die Späteren aber haben diese Dinge um so lieber übergangen, als die betreffenden Partieen des Raimundschen Buches von ödester Eintönigkeit und Langeweile sind und deshalb, erklärlicher Weise, meistens überschlagen werden dürften. Sieht man sie sich genauer an, so ergeben sich, mit der überraschendsten Ausgestaltung der angeführten Sybelschen Darstellung, wesentlich neue Momente für die Auffassung wichtiger Punkte der Kreuzzugsgeschichte.

Von den Wundern der ersten Gattung, die als solche nichts besonders Auffälliges bieten, haben wir zwei bereits hervorgehoben. Um die zweite Gattung ins richtige Licht zu setzen, wollen wir zunächst auch alle übrigen der ersten Art herausziehn, — so weit sie uns nicht etwa entgangen sein mögen, weil sie gar nichts an sich tragen, was sie aus der sonstigen Darstellung herauszuheben fähig wäre.

Die erste Erscheinung dieser Art meldet uns Raimund aus der Schlacht von Doryläum: zwei Ritter, „in lichter Waffen Scheine," von wunderbarer Gestalt, schützen, ihrerseits unverwundbar, das Kreuzheer vor dem Ansturm der Türken. Von fanatischem Wunderglauben ist hier nichts zu merken; vorsichtig schliesst Raimund, in seinem angedeutetermassen (vgl. die Anm. S. 35) fast rationalistisch gefärbten Bericht, jede direkte Andeutung auf die himmlische Herkunft der Ritter aus und hält es dennoch für nötig (S. 240 F), ausdrücklich zu betonen, dass er selbst nichts von der Sache gesehn, die man von türkischen Ueberläufern erfahren habe: eine Bestätigung habe deren Aussage jedoch dadurch erhalten, dass man beim Weitermarsch zwei Tage lang entseelte Feinde mit ihren gleichfalls getöteten Rossen am Wege gefunden habe. Diese, wenn auch schliesslich für die Annahme sich entscheidende, so doch vorsichtige Prüfung des Thatbestandes hat wenig von der so sehr, ich weiss nicht ob gerühmten oder getadelten, wilden Gläubigkeit an sich, die Raimund eigen sein soll. Die wie gesagt beinahe in modernem Sinne rationalistische Darstellung unseres Autors lädt uns unwillkürlich ein, ihm in die gleiche Bahn zu folgen; wir können es sehr wohl mit einer Thatsache zu thun haben, soweit solche Dinge Thatsachen sind, denn auch sonst findet sich davon Kunde; nur hat sich der Bericht, welchen Überläufer von den Heldenthaten irgend welcher ihnen besonders furchtbar erschienener Ritter erstattet haben mögen, — das weitere von Raimund mitgeteilte Moment lässt sich gleichfalls sehr natürlich erklären*)

*) Abgesehen davon, dass viele Schwerverwundete erst auf der Flucht ihren Leiden erlegen sein werden, berichtet uns noch die *Ch. d'A.*

— in poetischer Tradition noch weiter verdichtet, und als die beiden Ritter werden hier ausdrücklich die himmlischen Helden St. Georg und St. Demetrius genannt, die den Kehraus der Schlacht übernehmen.*) — Was aber Raimund angeht, so finden wir hier also wohl eine Einwirkung von Elementen, die zu der sagenhaften Liederüberlieferung hinüberführen, aber durchaus keine übermässige Bereitwilligkeit, sich diesen Elementen, in ihren wunderbaren Bestandteilen, bedingungslos hinzugeben.

Mehr Bedenken könnte in der unmittelbar folgenden Erzählung von der gefährlichen Erkrankung des Grafen Raimund auf dem Weiterzuge durch Romanien die Erscheinung des heiligen Aegidius (St. Gilles), Raimunds Schutzpatron, erregen, welche einem *comes de Saxonia* (?) zuteil wurde und den glücklichen Ausgang der Krankheit unter Verheissung steten Beistandes des Heiligen prophezeite; diese Erscheinung stellt sich in etwas auffälliger Weise neben diejenigen, welche in späterer Zeit auf

---

zum Überfluss von einer nächtlichen Panik der auf der Flucht gelagerten Türken (III 12), infolge deren sie ihre Waffen gegen einander kehrten, — zweifellos erster Niederschlag im früher ausgeführten Sinne und der Geschichtsdarstellung einzufügen!

*) Die kurze Erwähnung der beiden Heiligen an der eben (s. vor. Anm.) citierten Stelle macht indessen fast den Eindruck, als ob die Namen nur gewählt seien, um jene plötzliche Panik zu umschreiben. (Finden sie sich vielleicht auch sonst in der Bedeutung des alten Pan?) Mehr giebt die *Historia belli Sacri* (c. 27, S. 183), welche die Erscheinung in genauerer Ausführung schildert, jedoch in dem von Raimund gezogenen Rahmen, so dass entweder dessen Angabe benutzt und nur phantasievoll ausgestaltet wäre, oder als gemeinsame Quelle ein verloren gegangenes Lied vorgelegen haben müsste. In dem letzteren Falle wären allerdings die Abweichungen — Raimund zwei Ritter, zwei Tage lang findet man tote Türken, *Hist. b. S.* drei Ritter (der dritte St. Theodorus) und drei Tage lang tote Türken, vermittelnd die *Gesta Fr. Jerus. expugn.* c. 9, S. 446, zwei Ritter, drei Tage! — schwer erklärlich. Vielleicht ist auch noch der Bericht der Gesten von dem Wunder in der antiochenischen Befreiungsschlacht benutzt; man vgl. die Ausdrucksweise hier (c. 27, S. 183) und dort (c. 82, S. 205) mit jenen Worten der *Gesta* (IV, 39, S. 151).

mannigfache Art auf den Grafen einzuwirken versuchten; indes da diese späteren durch eine lange Pause von der, mit welcher wir es hier zu thun haben, getrennt sind und, wie wir sehn werden, einen ganz geschlossenen Ideenkreis und andere Heilige betreffen, so mag man es immerhin mit einer frommem Glauben entsprungenen und insofern echten Vision zu thun haben. Auch die Art, wie Raimund das Geschichtchen einführt — (S. 241 A): *Quod si incredulis ingratum fore satis cognovimus, tamen quod divina clementia operatur, reticere non debetur* — braucht, wenn man die Worte für eine allgemeine fromme Phrase nimmt, nicht als besonders gravierend zu gelten; wo Raimunds Gewissen weniger rein ist, drückt er sich nicht so aus. Die Sache mag auf sich beruhen; die *fides* Raimunds soll so lange festgehalten werden, als sich keine stärkeren Einwände gegen sie erheben lassen.

Von der wunderbaren Vervielfältigung der Kreuzfahrerschar in der Schlacht gegen das von Haleb vorrückende Ersatzheer war bereits die Rede; ähnliches lässt sich von verschiedenen Vorgängen sagen, über die unser Autor aus der grossen Ausfallschlacht gegen Kerboga berichtet. Auch hier findet sich gleich wieder eine solche wunderbare Verstärkung des Heeres, von 8 auf 13 *acies*, die zwar einer vorhergegangenen Weissagung (S. 258 J) entspricht,*) über die jedoch zugleich auffallend schnell hinweggegangen wird (S. 261 B), während nachher noch die wenig besagende Bemerkung folgt (S. 261 D), Gott habe sein Heer so vermehrt, dass es stärker war als das feindliche, obwohl es früher schwächer erschienen sei. Letztere Bemerkung schlägt wieder die Brücke zu der rationalistisch-natürlichen Erklärung des Wunders: in der eingeschlossenen Stadt machte man sich von der Stärke des in der Ebene weit ausgebreiteten Feindes eine übertriebene Vorstellung und unterschätzte zugleich die eigene, so lange sich einmal viele Pilger

*) Vgl. Tudebod (S. 69, X, 9 u. 81, XI, 8), der, Raimunds und der Gesten Berichte vereinigend, des ersteren Andeutungen durch die Angaben der letzteren (IV, 39, S. 151) ausgeführt hat und, was Raimund vorsichtig unterlässt, auf jene Weissagung direkt Bezug nimmt.

angstvoll in den Häusern versteckt hielten, und ferner die Besorgnis erregende Erscheinung der Stricklänferei mit der durch sie bewirkten Verringerung der Präsenz über Gebühr in Anrechnung gebracht worden sein mag. Die durchaus unsichern und schwankenden Zahlenangaben der christlichen wie der mohammedanischen Quellen gestatteten bisher keinen bestimmten Schluss auf die verhältnismässige Stärke beider Heere zu ziehen; aus dieser früher nicht beachteten Angabe Raimunds können wir nunmehr mit einem nicht geringen Grade von Wahrscheinlichkeit das wichtige Moment entnehmen, dass in der Entscheidungsschlacht die Christen den Türken numerisch mindestens gewachsen waren. Dazu scheint ein erheblicher Teil der Armee Kerbogas gar nicht ins Treffen gekommen zu sein (vgl. Kemaleddin bei Wilken, Bd. II, S. 41 des Anhangs und bei Reinaud*) p. 7 ff.), wofür auch gewisse gleich zu behandelnde Andeutungen der christlichen Berichte sprechen. — Die Unterschätzung der eigenen und die Überschätzung der feindlichen Stärke hat indessen, in Verbindung vielleicht mit einer im Laufe der Schlacht vorgenommenen Teilung bezw. Neubildung einzelner Corps, allgemein zu dem Glauben geführt, man habe den Sieg dem Zuzuge einer himmlischen Hilfsarmee zu danken; dieser Glaube hat jedoch, im Gegensatz zu der vorsichtigen Andeutung Raimunds, in mehreren anderen Berichten eine ungleich farbigere Ausschmückung erfahren,**) allen voran in dem der Gesta (IV, 39, S. 151). Die dortgegebene Darstellung läuft, wie diese ganze Partie in den Gesten überhaupt, der Tradition der Lieder (*Chanson d'Antioche* VIII, 51) durchaus parallel. Der Autor der Gesten überlässt sich hier gänzlich der frommen Phantastik, welche diese entsetzliche Krisis erregt hatte; die Zurückhaltung mit welcher Raimund von den Gebilden derselben Notiz nimmt,

---

*) Michaud, *Bibliothèque des croisades, Paris 1829. Tome IV: Chroniques arabes, extr. par* Reinaud. Kemaleddin übrigens noch besser bei Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. I. 1874. (S. 224.)

**) Vgl. Hagenmeyer, S. 374 bis 376, Anm. 26 bis 29.

— man beachte Ausdrücke wie: *qui ante pugnam pauciores videbamur, in bello plures fuimus* — ist ein schlagendes Argument gegen die übliche Auffassung seines Charakters.*) — Doch wir sind mit den „Wundererscheinungen“ dieser Schlacht noch nicht zu Ende. Ein *imber divinus* kommt hinzu, *parvus sed gratus*, der Mann und Ross erquickt und kräftigt (261 B); ein kleiner Regenschauer braucht jedoch in der Hitze des ausgehenden Juni vor Antiochien nicht gerade göttlicher Herkunft zu sein, um die gleiche Wirkung auszuüben. Also auch dies Wunder ist nicht weiter beunruhigend und unzweifelhaft echt. — In denselben Kreis gehört schliesslich das letzte derartige Mirakel: die grossen Scharen der Feinde, welche dem provenzalischen Heere gegenüberstanden, fügen ihm, dank dem Schutze der von unserm Raimund selbst getragenen Lanze, keinen Schaden zu, während der Vicomte Heraklius, der Fähndrich des Bischofs von Puy, der sich von seinen Landsleuten entfernt hatte, verwundet wurde. Kein Wunder, dies Wunder, dürfen wir sagen, wenn wir bei Raimund selbst sofort die Erklärung finden (S. 261 A): *sed neque sagittam 'nobis intorserunt.* Kerboga, der hier, auf seinem rechten Flügel, in eigener Person befehligte, beschränkte sich offenbar darauf, die wenig kriegerischen (man denke an die berühmte Schilderung bei Radulf, c. 61, S. 651) und obendrein ihres Führers entbehrenden Provenzalen durch seine blosse Stellung an weiterem Vorrücken zu hindern, und hielt im übrigen seine Kerntruppen für die Entscheidung in vorsichtiger Reserve; er kam nun freilich überhaupt nicht zum Schlagen, da seine Hauptmacht

---

*) Die dritte, höchste Stufe nimmt, beachtenswert genug, der Lothringer ein; weder hier noch bei Doryläum hat Albert etwas von dem himmlischen Zuzug. Da wir das Fehlen dieser Wunder durchaus auf die Rechnung des ursprünglichen Chronisten setzen dürfen — Albert hätte sie gewiss gegeben, wenn sie ihm vorgelegen hätten, — so kehrt sich die Sybelsche Wertungsskala der drei Hauptautoren für diesen (wie für manchen andern) Fall gerade um: — der Phantast ist der Gestenschreiber, etwas zurückhaltend zeigt sich gegenüber solchen Wundern Raimund, einfach ablehnend und ignorierend der Lothringer!

von der Flucht der Hilfstruppen und des Trosses mitgerissen wurde. Seine vollkommene Unbeweglichkeit (freilich mit derselben Motivierung wie Raimund) bezeugt auch Albert (*Rec. IV*, Buch IV, c. 52 u. 53); Raimund möchte uns *in maiorem gloriam* seiner Landsleute immerhin gern glauben machen, dass ein Kampf stattgefunden habe (*licet . . hostium ordines nobis incumberent*, ein allerdings wieder sehr vorsichtig doppeldeutiger Ausdruck), muss aber am Ende (S. 261 D: *non licuit nobis committere pugnam)* doch mit der ganzen Wahrheit nachhinken: die guten Provenzalen verharrten eben offenbar in voller Unthätigkeit, die freilich sofort in fieberhafte Thätigkeit umschlug, als es das Lager des fliehenden Feindes zu plündern galt (*Alb. Aqu.* IV, 56), was dann Raimund seinerseits wenig geschickt in Abrede zu stellen sucht (S. 261 D, vgl. Kugler S. 163). — Dass die Provenzalen nicht zum Kampfe gekommen sind, ist übrigens auch aus der durchaus unanfechtbaren und von Raimund S. 261 EF bestätigten Mitteilung Kemaleddins a. a. O. zu entnehmen, dass Kerboga selbst keine Verluste gehabt habe. Und wenn irgend etwas, so beweist schliesslich noch gerade die von Raimund hervorgehobene Entfernung des vexillifer Heraklius von seinem Corps und dem ihm anvertrauten Zeichen die Unthätigkeit dieses Heeresteils: den tapfern Vicomte von Polignac hat es offenbar in dieser thatenlosen Ruhe nicht gelitten; er gab die Fahne ab und suchte den seitwärts tobenden Kampf, in dem er die tötliche Wunde erhielt. (Vgl. Raimund S. 282 E.)

Auch in dieser Reihe von Wundern finden wir somit keines von der Art, dass die Glaubwürdigkeit unseres Berichterstatters gerade ihnen gegenüber besonders beeinträchtigt erschiene; zum vermehrten Ruhme seiner Landsleute ist er zwar bereit, um ein weniges von der Wahrheit abzuweichen; auch der durch die heilige Lanze dem provenzalischen Corps gewährte Schutz passt wohl in seinen Kram, so dass sich gegen seine *fides* bei dieser Gelegenheit ein gewisses Bedenken erhebt; aber die Wunder als solche sind es nicht, welche diese *fides* erheblich alterieren: wir haben es mit der üblichen frommen, aber nicht

ins Übermässige gesteigerten transcendenten Auffassung natürlicher Vorgänge zu thun; mit der Tradition der Lieder bezw. einer ihr gleichwertigen, in welcher sich diese fromme Auffassung zu wirklichem Glauben an ein göttliches Wunder verdichtet hat, haben wir Raimund zwar bekannt, aber von neuem so zurückhaltend ihr gegenüber gefunden, dass sich danach das Bild, welches man von ihm in dieser Hinsicht zu zeichnen liebt, keineswegs bestätigt.

Weiter gehört hierher der Bericht, dass auf den Leichnamen einer Anzahl armer Pilger, die auf einem von Marra aus gemachten Beutezuge den Tod von Feindeshand fanden, des Kreuzeszeichen erschienen sei, und dass ein Schwerverwundeter, der in gleicher Weise begnadet noch lebend nach Marra zurückgebracht wurde, 7 bis 8 Tage ohne Nahrung zugebracht habe (S. 272 DE), was nicht eben merkwürdig ist bei einem Zustande, der mit dem Tode des Mannes endete. Wichtiger auch wohl für Raimund ist, dass dieser Pilger die Lüge von dem göttlichen Ursprunge des Zeichens in den Tod mitnahm; unser Autor giebt sich — vielleicht mit derselben *reservatio mentalis* wie sein Gewährsmann — den Anschein, daran zu glauben und nicht zu wissen, was anderen Zeitgenossen wohlbekannt war, dass religiöse Ekstase oder auch betrügerische Absicht viele Pilger zu dieser Selbststigmatisierung geführt hatte. (Vgl. Guibert *Rec.* IV, S. 251.) Vielleicht aber hat er es in der That nicht gewusst, wie Fulcher von Chartres, gegen dessen Mitteilungen entsprechender Art (S. 330 B) Guibert an jener Stelle polemisiert. Jedenfalls ist auch hier kein besonders auffälliges Wunder eingeführt, sicher keines, an dem Raimund ein besonderes Interesse hätte haben können, so dass seine Glaubwürdigkeit in keinem Falle erheblichen Schaden leidet.

Endlich könnte hier noch die Vision angeführt werden, welche Anselm von Ribemont seinen Fall vor Arka angekündigt haben soll (S. 276 E ff.), der jedoch in der That ein frommer Traum zu Grunde gelegen haben mag, welcher den wackeren Kämpen veranlasste, sich an jenem Tage mehr als sonst zu

exponieren; aber auch wenn nur eine *vaticinatio post eventum* vorläge, wäre gegen Raimunds guten Glauben hier an sich nichts einzuwenden, zumal sein Bericht von Radulf (S. 681, c. 106) unter Nennung des Patriarchen Arnulf als Zeugen noch glaubwürdiger gemacht wird. Aber wie sich die Sache auch verhalte, dergleichen hat ebensowenig Auffallendes an sich, wie wenn wir, neben der Erwähnung jenes Ritters auf dem Olberge, ohne jede Ausschmückung erfahren (S. 300 G), dass während des entscheidenden Sturmes auf Jerusalem vielen der dahingegangene geistliche Leiter des Zuges, Bischof Ademar, erschienen sei und sie angefeuert habe, die Mauer zu ersteigen. Visionen dieser Art brachte die Erregung eines solchen Tages wohl zustande; wir werden den vierdimensionalen Ademar in viel fragwürdigerer Gestalt kennen zu lernen haben.

Der wesentliche Eindruck aller bisher besprochenen Wunder ist also der der Echtheit, d. h. Raimund kann an dieselben geglaubt haben, um so mehr, als die Transcendentalität bei keinem von ihnen eine übermässige ist; hätte er sich aber auch im stillen über dergleichen erhoben, so würde doch die Erwähnung dieser Dinge seine Glaubwürdigkeit nicht in so hohem Masse beeinträchtigen, dass wir nicht eine gutgemeinte fromme Absicht anzuerkennen vermöchten. Etwas anfechtbarer ist sein guter Wille, die reine Wahrheit zu berichten, wo es sich um den Ruf seiner Landsleute handelt, doch nicht in höherem Grade, als die Versuche, den Dingen ein Mäntelchen umzuhängen, welche man in dieser Hinsicht auch anderwärts finden dürfte. — Die Liedertradition kennt er, benutzt sie aber gerade da, wo sie von auffallenden Zeichen und Wundern zu erzählen weiss, mit grosser Vorsicht, mit einer Zurückhaltung wenigstens, die den Eindruck macht, als wolle er sich für jeden Fall einen Ausweg sichern und den Nachweis führen können, dass er sich dieser Tradition nicht blindlings angeschlossen habe. Wo bleibt nach alledem der „wilde Wunderglaube“ des „religiösen Fanatikers?“

Wir sind genötigt, im Folgenden eine eingehende Analyse desjenigen Teils seiner Berichte zu geben, der ihm diesen

Ehrentitel verschafft hat. Wenn sie den Leser ermüden und langweilen sollte, so ist das nicht unsere Schuld, wohl aber sofort ein Argument dafür, dass wir es hier mit echtem Wunderglauben, kindlich naiver Frömmigkeit, mit wahrem Enthusiasmus, wirklichen Gebilden einer poetischen Phantasie nicht zu thun haben. Diese Wunder haben nichts von südlicher Farbenglut, nichts von dem Dufte von Armidens Zaubergärten an sich; der geheimnisvolle Reiz, den eine echte Ekstase immer ausüben wird, fehlt ihnen; sie sind gemacht, ausgeklügelt, frostig, tot.

Die Kapitelüberschrift vor dem ersten, obschon schwerlich von Raimund selbst herrührend,*) charakterisiert die ganze Serie: *Incipit inventio Domini lanceae.* (S. 253 E ff.)

---

*) Einen *index capitulorum* hat, nach Angabe der Pariser Herausgeber, nur der Codex **A**, und auch dieser wiederholt die Überschriften im Context nicht (S. 233 u.); ob er überhaupt keine ihnen entsprechende Kapiteleinteilung hat und die Einschnitte nur von den Herausgebern stammen, sagen diese uns nicht. An das ursprüngliche Vorhandensein einer solchen Kapiteleinteilung könnte man glauben, weil an zwei Stellen doch auch die andern Handschriften Einschnitte mit Überschriften bieten (die aber mit jenem *index* des *cod. A.* nicht genau übereinstimmen): vor der Schlacht gegen das Heer von Haleb steht in den besseren *codd.*, auch in A selbst: *Bellum unum praemaximum, quod fuit inter paludem et fluvium.* (Der *index capitt.* in *A.* hat: *Aliud bellum quod fuit . . . . . ., in quo bello non habuit plus de nostris* — ein sich sonst bei Raimund nicht findender Gallicismus — *quam DCC^tos et devicerunt XX^ti VIII^to millia Turcos.)* Dann haben an der Stelle, zu der wir diese Anmerkung machen, *cod. B* und *F* die Überschrift: *Qualiter lancea fuit inventa. A* hat im Index: *Ubi lancea fuit inventa a Petro Bartholomeo,* im Text, wie gesagt: *Incipit inventio Domini lanceae.* Ob diese Einschnitte und Überschriften auf Raimund selbst zurückgehen, wie weit dies nun gar bei allen übrigen von den Pariser Herausgebern gemachten Abteilungen und den ihnen entsprechenden Kapitelüberschriften im Index von A der Fall sein möchte, liesse sich, selbst wenn uns dieser Codex vorläge, nicht ohne weiteres entscheiden. Der Inhalt der Überschriften selbst giebt gleichfalls kaum einen Hinweis. Aus dem mehrfachen Gebrauch von *nostri, principes nostri, ad nocumentum nostrum* ist ein irgendwie zwingender Schluss, dass diese Wendungen von dem Autor des Buches stammen, doch nicht zu ziehen;

Als die Not und Gefahr in dem durch Kerboga belagerten Antiochien aufs höchste gestiegen ist, meldet sich ein armer provenzalischer Bauer — der Name wird erst später genannt — bei Graf Raimund und Bischof Ademar, um ihnen von der ihm wiederholt zuteil gewordenen Erscheinung des heiligen Andreas Mitteilung zu machen, der ihn beauftragt habe, den Herren den Ort der heiligen, in der antiochenischen Peterskirche vergrabenen Lanze zu weisen. Der ganze Bericht, wir werden später sehen warum, wird in direkter Rede anscheinend wörtlich wiedergegeben. Unter genauer Orts- und Zeitbestimmung (während des ersten Erdbebens vor Antiochien, das die Scenerie liefern muss, also nach Raimund S. 245 D wohl am 30. Dezbr. 1097) wird die erste Erscheinung des Heiligen geschildert, der in Begleitung eines jüngeren Genossen („*alter iunior et procerior, speciosus forma prae filiis hominum*," also Christus selbst) den Erzähler in die Stadt, in die wunderbar erleuchtete damalige Moschee, geführt und die Lanze aus ihrem Versteck hervorgeholt, jedoch gleich wieder verborgen habe. Nach der Einnahme sollte sie dort, in der Nähe der zum Altar führenden Stufen ausgegraben werden. Das Ganze ist lebhaft erzählt und macht in seinen frischen Farben noch nicht den oben geschilderten toten Eindruck; wir wären imstande, an eine echte Vision eines exaltierten Menschen zu denken, die dann erst später von anderen ausgebeutet worden wäre, wenn nicht gleich hier, und zwar vor allem, Ermahnungen zu grösserer Frömmigkeit und zu entsprechender Einwirkung auf

---

eine Vermutung nach der entgegengesetzten Richtung vermöchte XXI: *Bellum primum contra Ascalonitas* zu stützen, wenngleich auch ohne Gewissheit, weil wir nicht sagen können, wann Raimund sein Buch aus der Hand gab; jedenfalls kann diese Bezeichnung kaum angewandt sein, bevor weitere Kämpfe gegen Askalon stattgefunden hatten, also doch wohl erst nach 1101, dem Jahre der Schlacht von Ramleh. — Die Feststellung einer ursprünglichen Kapiteleinteilung wäre von hoher Bedeutung für die Frage nach einer etwaigen bruchstückweise erfolgten Abfassung von Raimunds Buch, eine Frage, die uns später sehr nahe treten wird und zu deren Lösung selbst ergebnislose Nachforschungen, wie die hier angestellten, nicht gescheut werden dürfen.

das Heer an die Adresse des Bischofs von Puy gerichtet würden, die dem Gedankenkreis eines schlichten Bauern, wie uns dieser geschildert wird, kaum angehören können. Sie könnten freilich auch erst von dem späteren Berichterstatter eingefügt sein. — Der Provenzale nun entzieht sich, wie in solchen Fällen bekanntlich üblich, seinem Auftrag unter dem Vorwande seiner geringen Person und seiner Armut, welche einen falschen Verdacht gegen ihn erwecken könnte, und begnügt sich nicht einmal mit der gewöhnlichen Dreizahl der Erscheinung, sondern zwingt den heiligen Andreas mit seinem göttlichen Begleiter, — der immer nur als Statist auftritt —, sich im ganzen fünfmal zu bemühen,*) und ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen in der näheren und ferneren Umgebung Antiochiens, bis nach Cilicien und Cypern hinüber, zu folgen.**) Der Apostel schickt dem

---

*) Einmal wird ein Zeuge des visionären Gesprächs, *„dominus meus Willelmus Petri“* (S. 255 B), genannt, der sonderbarerweise später nicht mehr erwähnt wird. Der Index des *Recueil* identifiziert ihn mit dem S. 273 J genannten Verweser des Bischofs von Albara, dem Ritter *Guillelmus Petri de Cuniliaco.* — Wenn sich übrigens mitten in dieser Vision (S. 255 C), gänzlich zusammenhanglos, detaillierte — und uns in ihrer Absicht im einzelnen unverständliche — Anweisungen für das dereinstige Jordanbad des Grafen Raimund finden, so muss wohl angenommen werden, dass der Passus (wie später noch ein anderer) nur durch das Versehen eines Abschreibers von einer späteren an diese Stelle gelangt ist.

**) Aus den Orts- und Zeitbestimmungen dieser Visionen, denen wir gleich noch eine spätere (S. 281 D) hinzufügen können, erfahren wir einmal, interessant genug, wo eigentlich die Hunderttausende während der beiden Belagerungen von Antiochien steckten, und wie es kam, dass die verschiedenen Kämpfe immer nur von wenigen Hunderten statt von vielen Tausenden ausgefochten wurden, ein Missverhältnis, welches auch dann noch bestehen bleibt, wenn wir die betreffenden Zahlenangaben nur als typisch und in erster Linie nur auf die berittenen Streitkräfte bezüglich gelten lassen wollen. — In der Zeit, vom Februar bis zum Juni 1098 befindet sich Peter Bartholomäus, *„propter alimoniam“* überall, nur nicht vor Antiochien; *iuxta Roiam,* also schon in beträchtlicher Entfernung nach Süden im mohammedanischen Gebiet, in Simeonshafen, in Mamistra (!), von da auf dem Wege nach Cypern, endlich wieder in Simeonshafen. An jener späteren

Bauer die härtesten körperlichen Züchtigungen durch Krankheit aller Art; andauernder widriger Wind verhindert die beabsichtigte Fahrt nach Cypern u. s. w.; aber immer wieder verliert der zaghafte Mann den Mut zur Ausrichtung seines Auftrages, bis, nach der Eroberung der Stadt, eine letzte Erscheinung des Heiligen den bei einem zurückgeschlagenen Ausfall in Todesgefahr gebrachten zur Mitteilung bestimmt. „*Episcopus autem nihil esse praeter verba putavit: comes vero illico credidit, et illum qui hoc dixerat capellano suo Raimundo custodiendum tradidit.*“ (S. 255 G.) Das ist die erste Selbsterwähnung des Autors in diesem Zusammenhange und in dem ganzen Buche überhaupt. Auch in dem Falle, dass die Visionen des Peter Bartholomäus echt gewesen wären, — wogegen man die sofortigen Zweifel des Bischofs beachte, — hatte Raimund von Aguilers sonach, mit dem Verkünder des Wunders, einem schlichten einfältigen Mann, wie er ihn selbst zu kennzeichnen sich bemüht, angesichts der nun schon erwiesenen Gläubigkeit des Grafen die weitere Fortführung der Angelegenheit in seiner Hand.

Es folgt sofort eine zweite Vision. Der Herr selbst erscheint in der nächsten Nacht (S. 255 G) einem angstvoll klagenden und betenden Priester, namens Stephanus, weist

---

Stelle hält sich, während Kerbogas Belagerung, der Priester Ebrard sogar, unbesorgt für seine persönliche Sicherheit, in Tripolis auf, mitten in einer mohammedanischen Stadt, gewiss mit manchen andern; die Ausübung des christlichen Gottesdienstes dort ist, angesichts der furchtbaren Erhebung des Abendlandes, in keiner Weise gehindert, ein bezeichnendes Beispiel für die Toleranz, vor allem aber für die Zerfahrenheit der damaligen islamitischen Welt, der die Angriffe der Franken mehr oder weniger als Privatsache derjenigen galten, gegen welche sie sich gerade richteten. Stand sonach, bis auf vereinzelte Burgen, das ganze syrische Gebiet, von Cilicien und Armenien bis nach Edessa und bis weit nach Süden hin, den Pilgern zu unangefochtenem Aufenthalte offen, so ist es kein Wunder, dass sich die grosse Masse über dies Gebiet verbreitete und einer verhältnismässig geringen Streitmacht vor Antiochien (— in der Stadt waren es nachher doch mehr —) die mühevolle Aufgabe überliess, die Schlachten des Glaubens zu schlagen.

seinen und mit ihm den allgemeinen Kleinmut zurecht, ordnet die Gesänge für die bevorstehende Schlacht an (— diese Einführung kleinlichen Details mitten in die bedeutendsten himmlischen Erscheinungen hinein ist für die ganze Reihe bezeichnend —) und verheisst, unter dem Einfluss der Fürbitte der hinzutretenden heiligen Jungfrau, Hilfe innerhalb fünf Tagen, wenn das Volk sich bekehren würde. — Unter Beschwörung der Wahrheit seines Berichtes und mit dem Angebot, sich jedem Gottesurteil zu unterziehen, macht Stephan am folgenden Morgen den Fürsten Mitteilung von seinem Gesicht, das freilich sofort entschwunden sei, als er den Versuch gemacht habe, einen schlafenden Genossen zu wecken. — Diese Vision, welche den Gedanken, die einen frommen Geistlichen damals bewegen konnten, in angemessener Weise entspricht, ist, von jenen Bedenken erregenden Einzelheiten abgesehen, noch am ehesten dazu angethan, Glauben zu finden. Sie nimmt keinerlei Bezug auf die nebenhergehenden Offenbarungen über die Lanze, führt den Heiland anders ein, als er in den Visionen des Petrus erscheint, und wäre, im andern Falle, äusserst geschickt angebracht, um, mit den Angaben des Peter Bartholomäus kombiniert, diesen eine höhere Beglaubigung zu verschaffen.

In solchem Sinne wurde sie nun allerdings verwertet. Die fehlende Zeitbestimmung für das angekündigte Wunder war jetzt gewonnen;*) die Fürsten und das verzagende Volk fassten wieder Mut; *contigerunt nobis plurimae revelationes, per fratres nostros* (S. 257 A), offenbar wieder Ergebnisse echter Ekstase, die Raimund, bezeichnend genug, nicht mitzuteilen für nötig findet, gewiss weil sie sich dem Rahmen seiner Wunderreihe nicht recht einfügen lassen mochten; ein Meteor fällt im Türkenlager nieder; in banger Erwartung, aber doch etwas gestärkt, harrt man des fünften Tages. An ihm ziehen, nach der Vorschrift des heiligen Andreas, zwölf Männer, mit ihnen *homo ille qui de lancea dixerat*, zur Peterskirche. Alle andern werden

*) Vgl. über die Verbindung dieser Fristbestimmung in anderen Quellen gleich mit der Vision des Peter Barth. Kugler S. 146.

„hinausgeworfen“. (S. 257 B ff.) An der Spitze der Zwölf stehen Graf Raimund selbst und der Bischof von Orange; weiter wird ein gewisser *Faraldus de Tornaiz* oder *Thoart* genannt, der nicht näher zu bestimmen ist und nie wieder erwähnt wird, ein etwas dunkler Ehrenmann also; endlich nennt der Berichterstatter sich selbst — *Raimundi comitis capellanus qui haec scripsit* — und seinen Freund, Pontius von Baladunum. Man gräbt vom Morgen bis zum Abend, wo einige, offenbar Nichteingeweihte, ungeduldig zu werden anfangen (*desperare coeperunt*); der Graf, dessen Enthusiasmus den dringenderen Aufgaben gegenüber, welche seine Gegenwart draussen verlangten, schliesslich auch ermüdete, hat sich, *propter castelli custodiam*, entfernen müssen; an seine und anderer Stelle, *qui fodiendo fatigabantur*, treten frische Kräfte ein. Es dunkelte; die Ermattung stieg, mit ihr die Verstimmung; sie wahrnehmend, springt endlich, im blossen Hemde und unbeschuht (offenbar um jeden Verdacht eines Betruges auszuschliessen), Peter Bartholomäus in die tiefe Grube und mahnt zum Gebet. Die Zwölf sinken, vermuten wir, in die Kniee und nehmen in der Dämmerung um so weniger wahr, was drunten vorgeht. So verharren sie in brünstigem Gebet; da endlich erbarmt sich Gott, und die ersehnte Reliquie zeigt sich. „*Et ego qui scripsi haec, quum solus mucro adhuc appareret super terram, osculatus sum eam*“. Das heisst doch deutlich, dass — wenn nicht Peter selbst — Raimund sie zuerst erblickte und nun, mit lautem Ruf, gleichfalls hinabsprang. Während er sich zum Boden niederbeugt, um das angebliche Etwas in der Tiefe, das ausser ihm und Peter noch niemand gesehn, zu küssen, hat er Zeit genug, das in seinen Kleidern verborgene alte Eisen in die Erde zu stecken. Der Coup ist meisterhaft, eines geschickten Taschenspielers würdig; nicht der vorher wahrscheinlich sorgfältig untersuchte Peter, der ohnehin im Hemde drunten steht, sondern der über jeden Verdacht erhabene Kaplan eskamotiert das Wunder. Ob Raimund oder Peter den ersten Ruf ausgestossen, worüber uns der Bericht im Unklaren lässt, ist danach gleichgiltig; auch wenn es der letztere war, so sprang

sicher sofort der Kaplan hinab; beide waren ja einig. Droben sorgten die paar Eingeweihten — vermutlich die namentlich genannten, also der Bischof von Orange, Pons von Baladun und jener Farald, sich an den Rand drängend, dafür, dass keine programmwidrige Störung eintrete; die nichtsahnende *corona* bricht in Jubel aus und lobt Gott; das Wunder war glücklich vollbracht.

Wir haben zu dieser Darstellung ein wenig, aber nur ganz wenig, aus eigener Phantasie hinzuthun müssen. Aber so gern wir zugeben können, dass der Hergang nicht gerade so gewesen sein muss, wie wir ihn zu schildern versucht haben, so wenig, glauben wir, kann es bei aufmerksamem Durchlesen von Raimunds Bericht zweifelhaft sein, dass er der wichtigste Helfershelfer bei der Ausführung des „frommen“ Betruges gewesen ist. Es bleibt nur noch die Frage zu erledigen, wie weit, oder ob überhaupt, Graf Raimund daran beteiligt war. Wir beantworten, im Gegensatz zu der von Sybel (S. 398) aufgenommenen Vermutung, diese Frage verneinend. Nicht weil sich der Graf vor der Entdeckung der Lanze entfernte; das konnte geschickt arrangiert sein, um etwaigen Verdacht auch ihm gegenüber zu beseitigen; ausserdem war die Gefahr vor den draussen, von der Citadelle aus, unablässig stürmenden Türken keine vorgebliche, und konnte Raimund auch als Eingeweihten zwingen, nach dem Rechten zu sehn; der entscheidende Grund für unsere Meinung, ein Grund völlig zwingender Art, wie wir glauben, liegt vielmehr anderswo. Die an das Lanzenwunder anknüpfenden, von denselben Personen verkündeten, im gleichen Stil inszenierten Erscheinungen richteten sich in der Folge nicht nur an die Adresse des Grafen, sondern kehrten schliesslich ihre Spitze geradezu gegen ihn, ihn zur Einkehr, zur Nachgiebigkeit, zur Vollendung des Kreuzzuges gegen seinen Willen ermahnend. Die Verkünder und noch mehr die Veranstalter dieser Erscheinungen hätten sich ihrem Fürsten gegenüber einfach lächerlich gemacht, oder aber sich in die grösste persönliche Gefahr begeben, wenn sie von einem Mittel Gebrauch gemacht haben würden, das jener selbst einmal benutzt oder

auch nur begünstigt hatte. Nur wenn der Graf, in blinder Gläubigkeit, das erste, ihm von aussen zugekommene Wunder so aufgenommen hat, wie es aufgenommen werden wollte, hatte es einen Sinn, ihm mit Hoffnung auf Erfolg verbesserte und vermehrte Auflagen davon vorzuführen. Auf Raimund von Toulouse allein passen die Attribute der fanatisch-enthusiastischen Frömmigkeit und des wilden Glaubens, die seinem Kaplan sehr mit Unrecht beigelegt worden sind.

Kugler hat bereits mit Glück darauf hingewiesen (S. 147), dass die späte Abendstunde, in welcher die Auffindung der Lanze statthatte, — statthaben musste, möchten wir sagen — und der beschränkte Kreis, über den das Wunder zunächst noch nicht hinausdrang, die gute Absicht grösstenteils vereitelten und eine neue Vision nötig machten. Sie erfolgte prompt in der Nacht des nächsten Tages und gab sozusagen die Gebrauchsanweisung für die Reliquie. Schon diese Vision wendet sich gleich durch ihre Einführung (S. 257 E) direkt an den Grafen, offenbar um sein Interesse wach und seinen Glauben stark zu erhalten. St. Andreas verspricht im übrigen, dass Gott sich seines Volkes erbarmen werde, lehrt den Peter Bartholomäus in seinem Begleiter an dessen Wundmalen den Heiland erkennen und verehren — Christus selbst bleibt stumm — und bestimmt alsdann in göttlichem Auftrage die Feier der Oktave der Auffindung der Lanze (weiterhin indes der Jahrestage der Auffindung selbst), „*quia in vespere reperta est et non potuit illa dies celebris haberi.*“ Schliesslich folgen, nach erneuten, an die Epistel des Tages anknüpfenden Ermahnungen, Einzelbestimmungen der schon gekennzeichneten Art über den Hymnus, unter dessen Absingung die Lanze verehrt werden sollte.

Der Autor sucht dies neue Wunder durch die Mitteilung von einem sonderbaren Examen glaubhafter zu machen, welches er und der Bischof von Orange mit dem begnadeten Peter angestellt hätten; es handelt sich darum (S. 257 H ff.), den Grad von dessen Bildung zu ermitteln, also die pflichtgemässe Prüfung anzustellen, wie weit die von ihm citierten Psalmverse und ähnliches auch aus seinem eigenen Wissens-

schatz stammen könnten, oder aber wie weit sie, als ihm sonst unbekannt, ihm in Wahrheit vom Himmel eingegeben sein müssten. Raimund führt sich also (— das naheliegende *tertium* ist für ihn natürlich ausgeschlossen —) geschickt genug als Zweifler ein, um uns von der richtigen Fährte abzulenken. Allzu fein aber, um nicht die Absicht merken zu lassen, ist es angelegt, dass dem Bauer darauf eine kleine Unwahrheit imputiert wird, damit sich die Hauptsache um so wirksamer davon abhebe: — er habe sich für gänzlich unwissend ausgegeben, aus Furcht im andern Falle keinen Glauben zu finden. In der That jedoch habe er einige Kenntnisse besessen, aber alles, *quae litteris didicerat*, sei ihm — ein neues Wunder *ad hoc!* — während dieses Examens so völlig entschwunden, dass er sich kaum der notdürftigsten Gebete und Litaneien zu entsinnen vermocht habe. Der Himmel selbst also kommt seinem Erwählten zu Hilfe und sanktioniert dessen Lüge, um ihm eine höhere Beglaubigung zu schaffen; — auch später kann Peter nur weniges von seinem verlorenen Wissen wieder erlernen!

Dieser ungeheuerliche Humbug sollte auch das gläubigste Gemüt vor die richtige Schmiede führen. Konnte man die vorhergegangenen Visionen, wie wir gesehn, zur Not noch gelten lassen, und wären auch die Machenschaften mit der Lanze von Peter allein oder sonst von anderer Seite ausgegangen, — die heuchlerische Infamie dieser paar Sätze erweist für jeden, der nicht blind ist, die Mitschuld, ja die — in vermutlicher Gemeinschaft mit dem Bischof von Orange — führende Rolle Raimunds bei dem Betruge. Hier war er ja, nach eigener Angabe, neben dem Bischof der einzig Beteiligte, und obendrein ist er der einzige Berichterstatter; hier ist keine Möglichkeit mehr, dass er etwa nur von aussen ihm Zugekommenes wiedergebe; hier ist die Lüge sein eigenstes Eigentum, und deshalb der Schluss von dieser Stelle aus auf seine *fides* an allen andern der gleichen Art für ihn so gut wie vernichtend. Wir wollen nebenbei ununtersucht lassen, was ungeheuerlicher ist: — uns einen provenza-

lischen Bauern des 11. Jahrhunderts als einen Mann vorzuführen, der lesen kann und es nur durch ein Wunder wieder vergisst, — oder aber uns dies wahrhafte Wunderexemplar von einem Menschen, dem bei so seltenen Qualitäten schwierige Dinge schon zugetraut werden dürften, auf der andern Seite als den an Gut und im Geiste armen, einfältigen *rusticus* darzustellen, wie er freilich besser in das Gesamtbild passt. Das Truggewebe zeigt sich in jedem Falle bereits als zu fein und zu listig ausgesponnen, als dass man nur an die gute Absicht, die Stimmung der Pilger zu heben, und nicht vielmehr an irgend welche persönlichen Motive denken sollte. Die Art, wie hier Peter als Lügner in Nebendingen hingestellt wird, um gleich darauf in der Hauptsache um so wahrer zu erscheinen — ein unerfreuliches Seitenstück zu der schönen Legende von der heiligen Elisabeth — zeigt, dass unser Berichterstatter an diesen Vorgängen interessiert war, und schwerlich in edlem Sinne.

Die Anweisungen für die Schlacht werden denn auch auf demselben nicht mehr ungewöhnlichen Wege erteilt, den zu beschreiten man einmal für vorteilhaft befunden hatte. (S. 258 F.) Gott hat die Hilferufe der Pilger, nachdem sie sich vor ihm gedemütigt, erhört; St. Andreas ordnet Almosen, für die Unvermögenden Gebete an (fünf an der Zahl, *propter quinque plagas Domini!*). Dann sollte man nach dem Gebot der Fürsten in den Kampf ziehn; den Verzagenden aber sollten die Thore geöffnet und ihnen freigestellt werden, zu den Türken überzugehn und den Herrn zu verraten, wie Judas ihn verraten habe. St. Peter aber, dem dieses Land gehöre, werde seinen Getreuen beistehen, und auf das Feldgeschrei: Gott hilf! werde Gott helfen. Alle Brüder, die auf dem Zuge gefallen, würden mit ihnen sein und neun Zehntel der Feinde auf sich nehmen (vgl. oben S. 41); aber man solle den Kampf auch nicht aufschieben, weil sonst Gott neue Feinde heraufführen und die Stadt so lange eingeschlossen halten werde, bis sich einer vom Fleische des andern nähren würde, — eine ganz richtige Einsicht des heiligen Andreas! —

Doch die Tage der Verheissung seien gekommen. Schliesslich wird vor Plünderung des feindlichen Lagers gewarnt; man kannte seine Leute (s. oben S. 44). — Diese Botschaft stärkt die Herzen aller so sehr, dass sie sich schon jetzt als Sieger fühlen.

Sie hat, wie wir sehen, in ihrem Inhalt nichts weiter Auffälliges an sich, als dass für alle diese Detailanordnungen, die eben so gut den weltlichen und geistlichen Autoritäten hätten überlassen bleiben können, der Himmel unmittelbar in Anspruch genommen wird. Ein höheres Ansehn musste dessen Befehlen bei den zu glauben geneigten Massen natürlich innewohnen, und danach wäre das Mittel für einen Fall wie diesen, wo wir Nebenabsichten in den Einzelheiten nicht zu erkennen vermögen, mit Rücksicht auf den Geist der Zeit kaum als besonders verwerflich zu bezeichnen, — wenn zu den Düpierten, Gläubigen nicht auch der Graf von Toulouse selbst gehört hätte, dem damit an sich ganz verständige Anordnungen von einer Seite aufgenötigt wurden, die sonst nichts anzuordnen hatte. Der Versuch, dem geistlichen Beirat einen erhöhten Einfluss zu verschaffen, ist durch diesen Bericht von der neuen Erscheinung des heiligen Andreas hindurch zu erkennen, und damit erblicken wir zum ersten Mal den Beweggrund mit einiger Deutlichkeit, aus welchem dies ganze Treiben vermutlich vor allem hervorgegangen sein dürfte. Die verzweifelnden Scharen durch den Anblick einer ihnen von Gott gesandten Reliquie zu stärken, war an sich gewiss keine schlechte und konnte sogar eine sehr wohlgemeinte Idee sein, — aber wenn sie von verhältnismässig doch untergeordneter Stelle ausgegangen und durchgeführt ist, so ist nicht zu bezweifeln, dass hier nicht die Rücksicht für das allgemeine Wohl allein bestimmte, und dass von den zu erwartenden Vorteilen der Inszenierung für die mitwirkenden Persönlichkeiten, wenn auch nur als Glieder ihrer Kirche, etwas abfallen sollte.

Nachdem die Lanze in der Schlacht ihre Wunderkraft, ein stillstehendes und nicht angegriffenes Corps vor Verlusten zu schützen, so herrlich bewährt, glaubte man nach einiger

Zeit weiter gehen zu können. Es ist indessen nicht uninteressant, zu sehen, dass man die nunmehr angestellten Versuche, durch den himmlischen Apparat unmittelbar politisch einzuwirken, erst nach dem Tode Bischof Ademars wagte, welcher diesem Treiben, das er sich früher seiner zunächst brauchbaren Tendenz wegen gefallen lassen haben mag, wahrscheinlich ein energisches Halt geboten haben würde, sobald es zu derartigen Zielen fortschritt. Um so mehr wurde der treffliche Mann nach seinem Tode von den Visionsfabrikanten in Kontribution gesetzt, die ihm seine anfangs zweifelnde, später wohl spöttisch-gleichgiltige Haltung ihren Erzeugnissen gegenüber nicht verziehen.

Ademar also muss gleich in der zweiten Nacht nach seinem Begräbnis dem Peter Bartholomäus *in capella comitis, ubi lancea Domini erat*, — Personal und Werkzeug, Raimund, Peter und die Lanze, sind jetzt dauerndvereinigt — erscheinen (S. 262 F). Er dankt Gott und dem Gebete der Gläubigen, besonders Boemunds (? s. u.), seine Befreiung aus der Hölle, in der er für seine Zweifel an der Lanze schwer gebüsst habe. Er sei bös gegeisselt, Kopf und Antlitz ihm versengt worden; doch habe er wegen der guten Werke, die er gethan, keinen schwereren Schaden erlitten, besonders aber habe ihn, neben einer von Freunden für ihn dargebrachten Kerze, eine eigene fromme Spende herausgerissen, drei Denare, die er einst der Lanze dargebracht (!). Darauf wird Boemund, der seine Leiche nach Jerusalem zu bringen versprochen hatte,*) gebeten,

*) Die ganz aus dem Rahmen dieser Dinge herausfallende Nennung Boemunds ist nicht recht zu begreifen; wenn nicht etwa die Absicht vorlag, ihn für die Erscheinungen mehr als bisher zu interessieren, so möchten wir an dieser Stelle (S. 262 J), wie weiter oben (F), einen alten Abschreiberfehler für *Raimundo* bezw. —*us* vermuten, ein paläographisch ausserordentlich nahe liegendes Versehen, zumal bei der (vom *Rec.* nicht berücksichtigten) Bongarsschen Namensform *Boimundus*. — Andernfalls bewiese die uns unverständliche Erwähnung, dass diese Visionen nicht etwa erst für die Berichterstattung des Autors zurechtgemacht worden sind, sondern durchaus aktuell waren und auf Verhältnisse eingingen, die uns im Einzelnen nicht einmal mitgeteilt werden.

das nicht zu thun, da auch in Antiochien von dem Blute des Erlösers sei. (Man wollte also die heiligen Reste der Stadt erhalten, ein Beweis, dass der dortige Klerus auf die Vision irgendwie einzuwirken vermocht hatte.) Sollte er zweifeln, so möge er sein Grab öffnen, um das Haupt versengt zu finden. (Es wäre freilich stark, wenn die Wundermacher selbst von einer Leichenschändung für ihre Zwecke nicht zurückgeschreckt sein sollten; vielleicht benutzten sie nur einen während der Aufbahrung durch Unvorsichtigkeit oder dergl. eingetretenen Zufall.) Die Sorge für sein Haus vertraut Ademar, um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, dem Grafen von St. Gilles an. Die Brüder aber sollen über seinen Hingang nicht trauern; er werde ihnen, wenn sie nur Gottes Gebote befolgten, viel mehr nützen können, als auf Erden, und mit allen bereits Geschiedenen ständig bei ihnen sein; „*et eis apparebo, et multo melius quam hactenus consiliabor eis*“ (263 B), — eine liebenswürdige Vorbereitung auf das, was man von Raimund und Genossen noch zu erwarten hatte! Indem er die Brüder ermahnt, der Höllenstrafen eingedenk, sich frommen Wandels zu befleissigen, und kleinere Anordnungen für Spenden u. dgl. trifft, (eine für die Andreaskirche, s. u.), empfiehlt er schliesslich noch dem Grafen die Bestellung eines Nachfolgers auf dem bischöflichen Stuhle von Le Puy. — Das ist aber erst die Einleitung; als Ademar „abtritt“, naht aus dem Hintergrunde, wo er bisher als Begleiter des wie immer stummen Heilands geweilt, St. Andreas und eröffnet den politischen Teil des Abends. — Wir wissen, dass Graf Raimund, um Antiochien nicht in Boemunds Hände gelangen zu lassen, sich auf sein dem Kaiser gegebenes Versprechen berief, wonach er sich für verpflichtet hielte, diesem die Stadt zu überliefern. Die kirchliche Partei war mit dieser Haltung Raimunds aus doppeltem Grunde nicht einverstanden, einmal weil dadurch der Weitermarsch verzögert wurde, sodann, weil sie Antiochien der römischen Kirche erhalten wollte, die hier zum Zweck ihrer Ausbreitung im Orient Fuss fassen sollte. Ihren Part führt nunmehr der heilige Andreas. Er ermahnt den Grafen,

des Geschenkes eingedenk, dessen ihn Gott gewürdigt, nicht auch Antiochien, wie vordem Nicaea, in die Hände derer fallen zu lassen, die den Herrn verleugnen; nicht dazu habe ihnen Gott mit der Lanze seine Stadt gegeben, um hier wie dort nicht erkannt zu werden. Der Graf solle daher denjenigen prüfen, der sich zum Herrn Antiochiens machen wolle; werde er treu erfunden, und wolle er die Stadt nach göttlichem Recht und Gericht, nicht aus eigener Willkür verwalten (S. 263 G)*), so solle er die Herrschaft haben; weigere er sich, so werde schwerer Fluch ihn treffen, der Graf aber — solle Gott im Gebet von neuem um Rat bitten, der nicht ausbleiben werde! (Man sieht, Antiochien war auf jeden Fall für Boemund bestimmt.) Gottes Schutz und der Beistand aller Gerechten werde dann auf seiner Seite sein. — Zwischen Anordnungen über die Behandlung mohammedanischer Täuflinge und christlicher Renegaten wird ferner eine Beratung über die Einsetzung eines lateinischen (*qui sit de vestra lege* S. 263 H) Patriarchen anempfohlen und weiter verheissen, Gott werde, wenn man seinen Befehlen Folge leiste, auch für den ferneren Zug seinen Rat nicht versagen; wenn nicht, so würden die Christen auch nicht in zehn Jahren in das zehn Tage entfernte Jerusalem gelangen. — Vor allem sei Eintracht nötig; der Graf und Boemund werden aufgefordert, sich in der Kirche des heiligen Andreas zu vereinigen; „*postquam visitaverit vos b. Andreas*," — der Heilige geniert sich bei diesem im eigentlichsten Sinne *pro domo* geäusserten Wunsche doch, von sich in erster Person zu sprechen, — „*visitate illum, et*" — nun kommt das anmutige Seitenstück zu der oben mitgeteilten zarten Anspielung über den Wert der der Lanze dargebrachten Spenden — „*facite ut fratres vestri visitent illum.*" (S. 264 B.) Es kann also kein Zweifel sein, der Klerus der Andreaskirche mit seinem Klingebeutel war bei dem frommen Wesen irgendwie beteiligt und nimmt hier sein Interesse bei guter Gelegenheit wahr; wir haben hier die Fortsetzung der

---

*) Ist wohl eine Gerichtsbarkeit des Patriarchen gemeint?

Spur, die uns schon vorher auf ein speziell antiochenisches Interesse leitete. — Die hergestellte Einigkeit soll sich in einer besseren Einrichtung der Armenpflege erproben; in andern Dingen wird den Fürsten freie Hand gelassen; gegen diejenigen, welche sich in Zukunft im Gegensatz zu den himmlischen Weisungen Städte aneignen wollen, wird dem Grafen *cum filiis Dei* die göttliche Exekution übertragen.

Zwei gedruckte Folioseiten füllt der Bericht des Erzählers über diese alle nur denkbaren Einzelheiten behandelnde Erscheinung; um so schmerzlicher klingt das, was er über den Erfolg der denn doch wohl auch für den Zeitgeschmack etwas zu eingehenden und allzusehr in fremde Ressorts übergreifenden Vision berichten muss (S. 264 D): „*Haec vero dicta primum credita, deinde oblita sunt; etenim alii dicebant: Reddamus civitatem imperatori; alii autem non.*“*) Die Sache der Armen (der Weitermarsch) erfährt keine Förderung; aus der Beratung in der Andreaskirche (— bei Bongars steht, vom Recueil nicht erwähnt, die sicher allein richtige Lesart: *de hoc consilio quod accipere debuerunt apud S. Andream principes* —) wurde nichts.

Nach der vorstehenden genauen Inhaltsangabe haben wir es wohl nicht mehr nötig, das Ganze dieser Doppel-Vision

---

*) Die Ausgabe des Recueil schiebt gerade an dieser Stelle noch Anweisungen für Jerusalem, ja über die Behandlung der Lanze in der Heimat (offenbar lokalen Wünschen entsprechend und wahrscheinlich erst an Ort und Stelle dem ursprünglichen Manuskript beigefügt) ein, welche mit den Worten eingeleitet: „*Quum vero Petrus morte perurgeretur apud obsidionem Archados, advocavit comitem et dixit ei*“ (S. 264 E), den Zusammenhang hier in völlig unverständlicher Weise zerreissen, während sie in den von Bongars benutzten Handschriften an ihrem richtigen Platze (S. 288 A) stehen. Dass das Versehen sich gerade, aber wohl auch allein, in dem besten Codex A findet (C und F sind nach des Herausgebers eigener Angabe, *Préface p. XXVI*, nur aus A abgeleitet!), ist kein Grund, daran festzuhalten; wir haben hier ein Beispiel einer recht geistlos schematischen Handschriftenbehandlung!

nun noch zusammenfassend zu kommentieren; es spricht, denken wir, für, oder vielmehr gegen sich selbst! Was aber die Urheberschaft angeht, so halte man das eine im Auge: ist der von uns wiedergegebene Bericht der Inhalt einer himmlischen Erscheinung, wie er sich einem blind gläubigen, aber passiven Zuhörer des Begnadeten darstellt? Es scheint uns über alle Zweifel klar zu sein, dass so vielmehr nur der Text lauten kann, der von den aktiven Einbläsern der Vision gleichsam offiziell redigiert worden ist, dass all dies minutiöse und ganz und gar nicht transcendentale Detail hier die Fassung bekommen hat, in der man es, wie vorher *urbi*, so jetzt *orbi* mitzuteilen für gut fand. Wie anders schaut der Inhalt der entsprechenden Visionen in unsern sonstigen Berichten aus, wie sehr beschränken sich diese auf das Notwendigste, weil ihnen das Übrige entweder unwesentlich dünkte oder einfach entfallen war! Nein, wer solche Erscheinungen so niederschrieb, wie wir sie von Raimund niedergeschrieben finden, mit dieser offenbaren Authentie, gewissermassen als „einzig autorisierte Ausgabe“, der hatte nicht nur ein Interesse daran, dass gerade die hier festgestellte Form in die Welt hinausdrang, sondern hatte diese Form überhaupt erst geschaffen, war allein oder mit andern, jedenfalls aber ganz hervorragend beteiligt, Erfinder des Betruges. Die derbplumpe Volkstümlichkeit, welche die Höllenstrafen Ademars mit grober Realistik ausmalt, ist gerade aus Raimunds Charakter erklärlich. Dazu waren alle Zwecke, die er im Auge haben konnte, berücksichtigt: das Ansehen der Lanze wurde durch die Bischof Ademar angehängte *levis notae macula* bedeutend gehoben, andererseits doch auch für die gebührende Verehrung des Dahingeschiedenen gesorgt, der von unsern Spiritisten des 11. Jahrhunderts noch so trefflich zu verwerten war; die Provenzalen erhielten von neuem die göttliche Bestätigung gleichsam als Garde des Zuges, während freilich ihres Herrn spezielles Interesse dem in diesem Falle einmal in der That höheren der Kirche aufgeopfert wurde; indessen können wir schon glauben, dass an den Kirchen-

mauern, wie der so vieler anderer Priester, auch Raimunds Patriotismus in jedem Falle seine Grenze gefunden haben würde. Wie dem auch sei, Antiochien musste, um der Zwecke des Kreuzzuges willen, Boemund bleiben; doch wurde, wie wir sahen, die Pille den Landsleuten nach Möglichkeit verzuckert. Schliesslich ist für kirchliche Interessen auch niederer Art aufs trefflichste gesorgt. Der Klingebeutel der Lanze und die wahrscheinlich nicht recht florierende Andreaskirche, deren Klerus — wir hoben das schon hervor — irgendwie beteiligt gewesen sein muss, sind bestens bedacht. Das Ganze steigerte, wenn es einschlug, den Einfluss der Arrangeurs ins Ungemessene.

Aber so gläubig, fromm und blind Graf Raimund auch war, sein Eigensinn, seine Hartnäckigkeit, seine Gewinnsucht waren doch grösser. Ohne Zweifel glaubte er an alles, was Peter, von den Genossen des Komplotts vielleicht durch wirksame Fragen in seinem Gedächtnis unterstützt, ihm vorbrachte; gewiss war er zerknirscht; gewiss führte er auch die angeordneten Kleinigkeiten sofort sorgfältig aus; ehe er aber zu dem Grossen kam, was von ihm gefordert wurde, hatten jene stärkeren Impulse seiner Natur von neuem die Oberhand gewonnen. *Primum credita, deinde oblita*, — das war, wie wir sahen, das Schicksal dieser so schön komponierten Vision. Der Schwindel musste also von neuem losgehen.

Diesmal findet die Erscheinung auf einem Beutezuge des Grafen von Toulouse in Roiia (Rodia) statt, wo bereits eine der ersten Visionen des Peter Bartholomäus lokalisiert worden war, an einem Ort, der, in unzähligen Namensformen erscheinend (vgl. den Index des Recueil Band III unter *Ruiath*) entweder das heutige *Riha* oder das kleinere *Ruwēiha* ist, beide nicht weit von Maʿarret-en-Noʿmân (Marra) und El-Bârâ (Barra oder Albara) gelegen.*) Schwerlich hat sich Graf

*) Auf diese Identifikation führt auch die Ortsbestimmung Kemal-eddins (bei Röhricht, Beitr. z. Gesch. d. Krzzge. I. 1874, S. 220), wo Er-rudsch (der Namensform *Rugia* entsprechend) zwischen El-Bâra und Maʿarra-Mesrin gelegen ist. Raimunds Angabe S. 271 B: *apud*

Raimund aus eigener Skepsis heraus zu Zweifeln erhoben; aber von anderer Seite her mögen ihm einige Bedenken über die Person des Vermittlers zwischen dem Himmel und ihm nahe gelegt worden sein; jedenfalls hielt man es für nötig, einen etwas grösseren Apparat zu entfalten (S. 265 B). Sowohl ein gewisser, übrigens schwer unterzubringender *episcopus Atensis,**) als auch Kaplan Raimund selbst, endlich ein anderer Kaplan Namens Simon, treten als Zeugen einer visionären Unterredung Peters auf; der Bischof war für seine eigene Person in traumhaftem Zustande von einem himmlischen Greise über seinen Glauben an die Lanze in gründlichster Weise inquiriert worden, bis er denselben aufs feierlichste bekräftigte (S. 265 C); der durch ihn aufgeweckte Raimund hatte erwachend noch *splendorem insolitum* und *quamdam plebis quasi tumultuationem* bemerkt, infolge dessen er seine Seele von einem unaussprechlichen Wohlgefallen erfüllt fühlte *(quasi quamdam* — wieder! — *gratiam animo concipiens,* S. 265 D). Der Kaplan Simon hatte sogar die ganze Unterhaltung zwischen St. Andreas und Peter angehört, aber merkwürdigerweise alles wieder vergessen, bis auf die Schlussworte Peters: „Ich will's ausrichten," „*Domine, ego dicam!*" (S. 265 B.) Somit musste also doch wieder auf den vor allen Begnadeten zurückgegangen werden, der durch das Zeugnis jener drei Ehrenmänner nun freilich über jeden Zweifel hinaus beglaubigt war. Das visionäre Personal war diesmal um einen Statisten vermehrt gewesen, der seine Zuziehung in diesen himmlischen Zirkel jedoch lediglich dem Umstande verdankte, dass er bei

---

Roiam, quae inter Antiochiam et Marram quasi media est, ist danach ungenau: der Ort lag Marra bedeutend näher. Für die genauere Bestimmung der Lage vgl. Röhricht, Z. D. P. V. 1887, X. 261 n. 13, ferner Rey, *les colonies franques de Syrie au XII et XIII siècles,* Paris 1883, p. 350, und besonders Hagenmeyer, S 233, n. 35 und 234, n. 38.

*) Sollte dieser *episc. Atensis* oder *Attensis*, der bei Raimund noch wiederholt erscheint, nicht am ehesten nach *Apt (Apta), Dép. Vaucluse,* gehören, wo bis 1801 ein Bistum *(Notre-Dame et S. Castor,* nach Ausweis von De Mas Latrie, *Trésor de Chronologie* etc.) bestanden hat?

Lebzeiten die Knochen des heiligen Andreas besser behandelt hatte als Peter, dem er jetzt als Muster vorgeführt wurde; Peter muss bekennen, dass der Heilige ihn wegen der Nachlässigkeit, mit der er seine in der Andreaskirche aufgefundenen Reliquien bewahrt, arg gescholten und sich darüber beschwert habe, dass er infolge dieser Nachlässigkeit jetzt zwei Finger entbehren müsse (das Ganze also wohl ein Seitenstück zu dem oben S. 55 besprochenen und noch mehrmals zu findenden Verfahren). — Nach dieser erbaulichen Einleitung werden wir sogleich *in medias res* geführt (S. 265 G): „*Deinde, o comes, de te multum questus est.*“ Der Graf fahre fort, trotz der Gnade, deren er gewürdigt, schwer zu sündigen; wie eine grosse Kerze, die er neulich geweiht habe, sofort zerronnen sei, so würden sein Leben und seine Unternehmungen zerrinnen, wenn er nicht Busse thue; dagegen werde, wenn er umkehre, Gott ihn selbst und seine Thaten, auch aus kleinen Anfängen heraus, gross machen, wie er eine andere Kerze, ungleich grösser als jene erste, weit über ihre gewöhnliche Zeit hinaus ausdauernd erhalten habe. — Wie man sieht, war in der gräflichen Kapelle mit verschiedenen Wachsarten oder durch sonstige hier leicht durchzuführende Prestidigitation ein kleines Spezialwunder *in usum Delphini* in Szene gesetzt worden. — Als der Graf meint, so schwer habe er doch wohl nicht gesündigt, überführt ihn Peter (es wird uns nicht näher bezeichnet, was im besondern gemeint ist), bis er beichtet und Busse thut. Nun kommt jedoch erst die Hauptsache (S. 266 B): Der heilige Andreas beschwert sich bitter über die Räte des Grafen, die ihn vielfach falsch berieten; er dürfe dieselben nicht eher wieder zuziehen, als bis sie geschworen hätten, *quod scienter mala non dent consilia.* Der Heilige geht also mit den falschen Räten nicht gleich allzustreng ins Gericht, sondern es kommt ihm vor allem darauf an, dem Grafen selber eine Änderung seines politischen Verhaltens nahezulegen; in diesem Sinne ermahnt er ihn, den Weitermarsch nicht länger zu verschieben, weil vor der Einnahme von Jerusalem kein neuer Zuzug kommen werde.

Sobald man der heiligen Stadt bis auf zwei Lieues genaht sei, solle alles zu Fuss gehen (!); Gott werde alsdann Jerusalem in ihre Hände geben. Endlich bedankt sich St. Andreas noch bei Peter dafür, dass er die Weihung (doch wohl Wiederweihe nach mohammedanischer Besitznahme?) der ihm gewidmeten Kirche veranlasst habe. Peter konnte offenbar für einen einfachen Bauern recht viel veranlassen; man sieht hier von neuem, wie schon oben (S. 265 F), das Interesse dieser Kirche im Spiele.*) Naiv ist der Schluss (S. 266 C): „*Haec et alia locutus est mihi sanctus Andreas, de quibus dicere nunc locus non est.*“ Peter hätte sich wohl kaum weigern können, alles mitzuteilen, was ihm aufgetragen war; wie hätte man es wohl anstellen wollen, einiges aus der Vision für später aufzusparen, wo es ausdrucksvoller wirken würde; warum hätte man sich scheuen sollen — man war doch so skrupulös eben nicht —, dann eine neue Erscheinung einzuführen? Vielmehr scheint uns der Erzähler, Raimund, hier einmal aus der Rolle zu fallen. Über seinem berechtigten — zwiefachen — Autorenstolz vergisst er, dass nicht er, sondern Peter redend eingeführt ist; wo er nun zu einem Detail gelangt, das ihm für weitere Kreise nicht mitteilenswert dünkt, weist er dasselbe, indem er seine zweite, reproduzierende, mit der ersten Autorschaft verwechselt, mit einer schriftstellerischen Wendung ab, die im Munde des Visionärs, dem er sie ungeschickt beilegt, sinnlos klingt. — Sei dem nun, wie ihm wolle, von „wildem Wunderglauben“ kann nachgerade wohl nur noch bei demjenigen die Rede sein, der da meint, Raimund habe an die Wunder geglaubt, über die er uns in solcher Weise berichtet.

Für den Augenblick wurde wenigstens soviel erreicht, dass der Graf die Belagerung von Albara unternahm, welches

---

*) Ich habe mich vergeblich bemüht, den heiligen Andreas als Patron einer der südfranzösischen Kirchen, die in Frage kommen könnten, zu ermitteln, und etwa auf diese Weise einen der von Raimund besonders hervorgehobenen Bischöfe als Teilnehmer des Komplotts festzunageln. Nachforschungen in solcher Richtung könnten weiterhin vielleicht doch zu irgend einem Gewinn führen.

auf der Route des Weitermarsches lag (S. 266 D); als er nach der Eroberung der Stadt nach Antiochien zurückgekehrt war und die Verhandlungen zwischen den Fürsten um den Besitz des letzteren und über die Fortsetzung des Zuges ergebnislos blieben, war es schliesslich der Unwille des Volkes, der dafür sorgte, dass St. Gilles dennoch aufbrechen musste und der Himmel nicht bemüht zu werden brauchte. Vor dem festen Marra (Ma'arret-en-No'mân) sah sich der Graf alsbald von neuem aufgehalten. Als sich die Belagerung in die Länge zog, und eine grässliche Hungersnot, welche in der Folge bis zu den von uns schon einmal (oben S. 5) berührten Greueln führte (S. 271 G), die Pilger demoralisierte, hielt man jedoch den Augenblick für ein neues Einschreiten der Heiligen für gekommen. St. Andreas mochte bereits abgenutzt erscheinen: St. Peter übernimmt diesmal die Hauptrolle, und wir müssen ihm zugestehn, dass er ein viel massvolleres Auftreten als jener und nicht die grobe Zudringlichkeit seines Kollegen zeigt, der jetzt die gleiche stumme Rolle spielt, welche sonst Christus selbst zugeteilt wurde. Die nächtliche Erscheinung (S. 268 G) versetzt den irdischen Peter, der an derartiges doch bereits hätte gewöhnt sein sollen, diesmal aber zuerst Diebe in die Kapelle eingedrungen wähnt, in grosse Angst und presst ihm reichlichen Schweiss aus, der hernach (S. 269 C) von seinem Namensgeber zu einem äusserst geschmackvollen Vergleich benutzt wird. Die Heiligen stellen sich, um zu zeigen, *quantum proficit, qui Deo devote servit*, zuerst in ihre schmutzigen irdischen Lumpen gehüllt, dann in himmlischer Klarheit dar, die den armen Peter so erschreckt, dass er wie tot zu Boden sinkt; der heilige Petrus richtet ihn auf und knüpft an seinen Fall und sein Schwitzen eine wohlwollende Katechisation über den Fall der Frevler und die Aufrichtung der Reuigen. Er ermahnt alsdann das Heer zur Rückkehr zu Gott, erinnert weiter, wie die gleiche Rückkehr in Antiochien zu Sieg und Triumph geführt habe, weist Gott als den einzigen Schutz nach, ohne den Höhlen, Berge und Burgen nichts zu nützen vermöchten,

fordert Abstellung der zahlreich begangenen Sünden, ordnet Vermögenskonfiskationen gegen diejenigen an, welche einen Armen vergewaltigen würden, und mahnt endlich, die Zehntenspende nicht zu unterlassen, wofür Gott seinerseits den Gläubigen alle notwendigen Bedürfnisse gewähren werde. Die Einnahme der Stadt wird in Aussicht gestellt, nicht um der Verdienste der Pilger, sondern um der göttlichen Barmherzigkeit willen. — Die ganze Vision hat, wie wir schon andeuteten, bis auf die Einkleidung kaum etwas Auffälliges an sich; sie ist nicht viel mehr als eine unterdrückte Predigt, die auf diesem Wege verwertet wurde; ein Gottesdienst, in welchem die Geistlichen dem Volk von der geschehenen Offenbarung Mitteilung machten, wurde auf Anordnung der anwesenden Bischöfe (von Orange und Albara) in der That sofort daran angeknüpft und dadurch die gesunkene Frömmigkeit etwas gehoben. Der Spott Boemunds und der Seinen (S. 270 DE) über das Gebahren der provenzalischen Frommen führte zu einem kleinen Nebenwunder: die Normannen vermochten in dem folgenden Sturm auf Marra nichts zu leisten, sondern erwiesen sich ihm eher hinderlich. Seltsamerweise hatten sie schliesslich doch den grösseren Teil der Stadt und der Beute in Händen!

Während des weiteren Aufenthaltes in Marra und auf dem durch das Volk endlich erzwungenen Abmarsch nach Süden hatten die Heiligen keine Gelegenheit, von neuem in Aktion zu treten; das geschah erst wieder nahezu vier Monate später, vor Arka, als während der langwierigen Belagerung die ärgerlichen Händel der Fürsten zu völliger Auflösung aller Zucht und Ordnung im Heere zu führen drohten. Die Vision des Peter Bartholomäus, nur eine unter vielen, wie uns Raimund berichtet (S. 278 G), aber sicher nicht die gleichgiltigste, wird, wie die erste von allen (vgl. oben S. 48), anscheinend im Wortlaut seines Berichtes, unter urkundlich genauer Zeit- und Ortsangabe, in förmlich amtlichem Protokoll, gegeben. Der Grund wird uns alsbald klar werden.

„*Anno ab incarnatione Domini millesimo nonagesimo nono, indictione septima, epacta vicesima sexta, concurrente quinto, nonis Aprilis, in nocte, quum ego Petrus Bartholomaeus iacerem in capella comitis S. Aegidii ad obsidionem Archados*“ (S. 279 A), so berichtet Peter, sei ihm, als er befremdet darüber nachgedacht, warum er nie in seinen Visionen den Herrn, wie einst der Priester Stephan, mit dem Kreuze erblickt habe, Christus sofort erschienen, in Begleitung der Apostel Petrus, Andreas und noch eines dritten, und habe, diesmal selbst das Wort ergreifend (man entschloss sich nunmehr also zu dem stärksten Mittel!), ihn nach seinen Gedanken befragt und denselben dadurch stattgegeben, dass er sich vor seinen Augen von den ihn begleitenden Jüngern ans Kreuz heften liess. Vom Kreuz herab hält der Herr sodann eine Rede, die sich in noch höherem Grade als die oben behandelte des heiligen Petrus als nicht gehaltene Predigt kennzeichnet. An seine fünf Wundmale anknüpfend, spricht Christus, dessen Erscheinung am Kreuze genau geschildert wird (S. 280 A), von den fünf Klassen der Kreuzfahrer, die sich, durch alle Arten der Teilnahme an dem grossen Werke hindurch, von freudigster Todesbereitschaft bis zu heimtückischem Verrat, ebenso von einander unterschieden, wie einst, zur Zeit seiner Passion, die Juden. Als Peter nach Anhörung dieser breit ausgeführten Predigt zweifelt, ob er für den Inhalt Glauben finden werde (!), giebt ihm Christus, vom Kreuze wieder herabsteigend, ein sehr einfaches Mittel an die Hand, um die Klasse der Ungläubigen zu erkennen; an ihrem Verhalten nämlich bei irgend einem Kriegsruf oder der Anordnung eines Sturmes würden sich die 5 *ordines* von einander scheiden lassen. Der letzten Reihe, den ganz Ungläubigen, bestimmt der Heiland ein sehr hartes Los; sie sollen getötet, ihre Güter der ersten Klasse überwiesen werden! Den andern aber werde es, sofern sie sich lau im Glauben zeigen, ergehen wie den Juden, und der Herr werde sie verwerfen, wie er diese verworfen habe. Christus ordnet alsdann die Einsetzung von Friedensrichtern an, mit sehr weitgehenden Befugnissen,

bis zur Konfiskation des Vermögens der Übelthäter zu Gunsten der Geschädigten und der Obrigkeit; Peter erhält eine Art Oberaufsicht über die neue Einrichtung zum Zweck der Anspornung säumiger Richter. Schliesslich spricht Christus sein Wohlgefallen an denjenigen aus, welche nach seiner Anordnung Zehnten gespendet haben. Eine Bitte Peters, ihm seine verlorene *litterarum scientia* wiederzugeben (— das von uns gebührend hervorgehobene freche Spiel muss doch auch die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen vor allem in Anspruch genommen haben, und so kam man nochmals auf die Sache zurück —), führt der Herr dadurch *ad absurdum*, dass er, seinen Wunsch für den Augenblick anscheinend erfüllend, ihm beweist, wie er im Besitze all seines früheren Wissens nicht fähig sei, über das ihm Geoffenbarte Bericht zu erstatten, — und es bleibt beim Alten, offenbar, um darzuthun, dass der Himmel gerade solch im Geiste Arme zu seinen Werkzeugen erwähle.

Indessen dieser Versuch, dem Peter Bartholomäus noch einmal die genügende Autorität zu schaffen, schlug fehl. Man hatte die Schnur diesmal allzu straff gespannt. Die Todesandrohungen gegen einen Teil der Pilger, deren Auswahl dem persönlichen Belieben der Visionsmacher überlassen war, die angedrohte Vermögenseinziehung, das Friedensrichterinstitut, das hier einzuführen versucht wurde, — schliesslich wohl auch die Einkleidung der Vision, welche in den Augen verständig Denkender denn doch auch damals die heiligsten Mysterien und die erhabensten Symbole des Glaubens herabwürdigen musste, — das alles rief jetzt in weiten Kreisen einen Geist der Skepsis wach, welcher das ganze Treiben zu einer Krise führen sollte. Auch diesmal erfolgte die Verbreitung des Inhaltes der Erscheinung durch die Geistlichen, Raimund, sicher mit hervorragendem Anteil, darunter*) (S. 280 J: *quum autem haec fratribus ostendissemus*). Aber

---

*) Ebenso oben S. 269 G, wo die andere Hauptrolle wieder in den Händen des Bischofs von Orange ist.

sogleich wurden Stimmen laut, es sei unglaublich, dass Gott sich, statt an die Fürsten und Bischöfe unmittelbar, an einen niedrigen Bauer wende, dessen Persönlichkeit offenbar auch sonst keineswegs vertrauenswürdig erschien; die nie erstickten Zweifel an der Lanze schlossen sich sofort an. Es muss eine gefährliche Stimmung geherrscht haben und eine Erregung der Gemüter, ungleich grösser, als Raimund sie uns mitzuteilen für gut findet, der über diese Dinge mit verdächtiger Eile hinweggeht (S. 281 A). Was folgt, ist sichtlich ein Protokoll, das man in einer Versammlung aufnahm, welche berufen werden musste, um die Erregung und die Zweifel zu bannen. Arnulf, Kaplan des Grafen von der Normandie (der spätere Patriarch), das Haupt der Zweifler, die er als gelehrter Mann um sich geschart hatte, war erschienen. Ihn zu überzeugen, wurden alle diejenigen vorgeführt, welche Visionen über die Lanze entweder selbst gehabt hatten oder solches von anderen berichten konnten; ihre Aussagen, wie sie aufgezeichnet worden sind, giebt Raimund nunmehr wieder; offenbar für das gleiche Protokoll wurde Peter Bartholomäus über seine ersten Visionen sowie über die letzte amtlich vernommen, und diesem Umstande danken wir vermutlich die wörtliche Wiedergabe des Inhaltes jener Erscheinungen und ihre urkundlich formulierte Einführung (vergl. oben S. 48 und 68).

Arnulf begründete seine Zweifel auf die Ansicht des verstorbenen Bischofs von Puy; es fand sich jedoch ein gewisser Petrus Desiderius, der dagegen aussagte (S. 281 B), der Bischof sei ihm in Begleitung des h. Nikolaus erschienen, mit dem er sich, nach eigener Angabe, *in uno choro* befand; doch sei er vorher, weil gerade er, *qui maxime credere debuisset*, Zweifel geäussert habe, in die Hölle geführt und ihm dort das Haupthaar auf der rechten Seite, sowie die Hälfte des Bartes versengt worden; er dürfe Gott in seiner ganzen Herrlichkeit nicht eher schauen, als bis alles wieder nachgewachsen sei. „*Haec et multa alia ex parte Dei praedixit nobis sacerdos iste, quae postea evenerunt; sed haec suo loco dici poterunt.*“ (Vergl. oben S. 66; es findet sich weiterhin nichts

davon; vielleicht stand etwas darüber in den verloren gegangenen Schlusskapiteln des Buches.)

Ein anderer Priester, namens Ebrard, bekannte (S. 281 D), sich während der zweiten Belagerung Antiochiens in Tripolis aufgehalten zu haben (vergl. oben S. 50 n.), wo er, angesichts der durch die Ungläubigen noch vergrösserten Gerüchte über die Not der Christen, tagelang betend und wehklagend in einer Kirche der Mutter Gottes zugebracht habe, bis ihm ein christlicher Suriane von einer Erscheinung des Apostels Markus berichtete, der sich auf dem Wege von Alexandria nach Antiochien befunden habe, wohin der Herr alle seine Jünger zum Kampfe gegen die Türken entboten hätte. Seinen fortgesetzten Zweifeln und Klagen habe der Suriane auch noch den Hinweis auf das Evangelium Petri*) entgegengesetzt,

*) Der gelehrte Pariser Akademiker, welcher den Raimund von Aguilers herausgegeben hat, citiert hier Tischendorf, *Acta apost. apocr.*, p. XIV—XXI und 1—39, und beweist damit, dass er das citierte Buch überhaupt nicht eingesehn und dass ihm, wie meistenteils bei seinen Noten, so auch im vorliegenden Falle jede ernsthafte Absicht gefehlt hat, unsere Stelle — und eine spätere, wo das Evang. Petri der Surianen nochmals erscheint (S. 288 G) — zu erläutern. Die bei Tischendorf a. a. O. behandelten bezw. abgedruckten *Acta Petri et Pauli* enthalten nichts für unseren Text irgendwie zu Verwertendes, sondern beziehen sich auf das Martyrium der beiden Apostel in Rom nach ihrem siegreichen Wettstreit mit dem Magier Simon (das bekannte *venio iterum crucifigi* erscheint hier zum erstenmal, vergl. auch Lipsius, die apokr. Apostelgeschichten, II, 1, 1887, bes. S. 297 ff.). Hier aber ist überhaupt nicht von apokryphen Acta, sondern von einem Evangelium Petri die Rede. Was indessen ein derartiges Petrusevangelium von Weissagungen enthalten haben möchte, welche in der Zeit des ersten Kreuzzuges verwertet werden konnten, darüber lässt uns unsere Überlieferung völlig im Unklaren, und niemand hat sich bisher die Mühe gemacht, der Sache nachzugehen. — Ein *Evang. Petri* aus ältester Zeit, das von den älteren Kirchenvätern mehrfach erwähnt wird, ist inhaltlich für uns verschollen; es wird mit dem gleichfalls sehr alten, aber ebenfalls verlorenen *Evang. secundum Hebraeos s. XII apostolorum* zusammengebracht, welches man sogar für das ursprünglich hebräisch geschriebene Original des Markusevangeliums gehalten hat. Wichtiger

in welchem geschrieben stehe, das Volk der Christen, dem die Eroberung Jerusalems bestimmt sei, werde in Antiochien eingeschlossen und nicht eher befreit werden, als bis die heilige Lanze aufgefunden sei. — Ebrard erbietet sich zur Feuerprobe auf die Wahrheit seiner Aussagen. Soweit diese nur ihn selbst angingen, mochte sein Gewissen rein sein.

---

für uns wäre, wenn sie sich aufrecht erhalten liesse, seine Identifikation mit dem sog. *Ev. infantiae Arabicum*, welches wir in arabischem Texte noch besitzen, das aber ursprünglich (wie auch eine noch erhaltene Handschrift) syrisch geschrieben sein muss und im 13. Jahrhundert von Abulfaradsch und Salomon von Basra viel benutzt wurde. Jedoch der Inhalt dieses merkwürdigen Schriftchens, das sich auf den Aufenthalt Jesu und seiner Eltern in Aegypten bezieht und eine Reihe von Märchen orientalischen Charakters daran knüpft, bietet bei genauer Prüfung doch nichts, was sich für die Erklärung unserer Stelle ausbeuten liesse (vergl. Tischendorf, *Evang. apocrypha*, 1853 ([2] 1876) *p.* L. *seq.* und 171—202, auch desselben Verfassers Schrift *de ev. apocr. orig. et usu*, 1851, p. 48 ff.). Von Beziehungen mit dem angeblichen *Ev. Petri* der Surianer kann also auch hier keine Rede sein. Es drängt sich somit schliesslich doch die Vermutung auf, dass schon bei Raimund ein Irrtum vorliege und kein *Evangelium*, das ja kaum der Ort für Prophezeiungen wäre, auch nicht irgend welche der zahlreichen *Acta* (vergl. über dieselben Lipsius' angeführtes Buch), wohl aber eine *Apocalypsis Petri* gemeint sei. Auch deren giebt es mehrere. Von der bekanntesten, deren Reste man in *Grabii Spicileg. SS. Patrum I* ([2] *Oxon.* 1700) p. 74 behandelt findet, scheint sich eine andere zu unterscheiden, welche in mehreren Handschriften der *Bodleiana, Parisina* und *Vaticana* erhalten ist. Ueber alle diese *codd.* vergl. Nicoll im *Catal. codd. mss. orient. bibl. Bodl.* II, 1, *Oxon.* 1821, p. 48 ff. (vorher Ury im ersten Bande derselben Publikation, *codd. Arab. Christ.* n. 99), ferner de Lagarde in den Göttinger Nachr., 1890, S. 4 ff., endlich Assemani im *Catal. bibl. orient. Clementino-Vatic.* I (Rom 1719) p. 585 u. 587, II (1721) p. 508 und III, 1 (1725) p. 16 u. 282. Publiziert ist indessen bisher von der in den betr. Handschriften vorliegenden Schrift nichts als ein, auch in syrischer Sprache erhaltener, selbständiger Bestandteil desselben, „die Schatzhöhle“ betitelt, worüber man de Lagarde a. a. O. (dazu dessen „Mitteilungen“, III 49 ff, IV 6 ff.) vergleichen möge, und der uns hier nicht weiter angeht. Von dem eigentlichen, uns interessierenden Apokryphon liegt nur eine Inhaltsangabe vor, bei Nicoll a. a. O.,

Der Priester Stephanus, *cognomine Valanti, vir magni testimonii et bonae vitae*, (— bei ihm wird das ausdrücklich betont, was einen ungünstigen Rückschluss auf den Charakter der anderen Zeugen gestattet —), wiederholt seine früheren Angaben von der ihm gewordenen Erscheinung Christi in Antiochien (S. 282 A). Dass an dem fünften Tage, für welchen der Herr ihm die Hilfe zugesagt, die Lanze gefunden wurde, ist ihm ein Beweis dafür, dass der Herr diese Hilfe gemeint habe. — Er erbietet sich von neuem wie damals zum Gottesurteil. Wir führten schon an jener Stelle aus (oben S. 51), dass man diesen Mann, zumal angesichts der ihm hier erteilten besonders guten Note, vielleicht könne gelten lassen.

S. 49 ff. (wiederholt von Tischendorf, *Apocalypses apocryphae,* 1866, p. XX ff.). Diese Inhaltsangabe, wonach das Buch *liber perfectionis* genannt und dem h. Clemens von Rom, dem bekannten mysteriösen Bischof unter den ersten Nachfolgern Petri, untergeschoben ist, lässt die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit zu, dass irgend welche Prophezeiungen dieser Schrift von der Wiederkunft Christi oder dgl. auf die Kreuzzüge bezogen wurden. Was uns nun aber unsere Vermutung, das irrtümlich *Evangelium Petri* genannte Buch der Surianen sei mit dieser Apokalypse identisch, noch wahrscheinlicher macht, ist die auf der anderen Seite nahezu sichergestellte Identität der letzteren (vergl. Nicoll und Tischendorf ll. cc.) mit den von Jakob von Vitry, Bischof von Akkon, 1219 als im Besitz der Surianen befindlich erwähnten *Revelationes b. Petri*, die nach seiner Angabe ebenfalls von Petrus' Schüler, dem römischen Clemens, verfasst sein sollen. Ein Brief Jakobs von Vitry an Pabst Honorius III, bei Grabe a. a. O. p. 76 abgedruckt, berichtet einiges über den Inhalt dieses Buches, wonach eine Reihe von Prophezeiungen desselben auf seine eigene Zeit, die Belagerung von Damiette, Friedrich II. u. s. w. gedeutet worden sind. Ein solches, in den Händen der Surianen befindliches Buch könnte sehr wohl auch Stellen enthalten haben, welche zur Zeit des ersten Kreuzzuges verwertet und auf die Ereignisse dieser Tage bezogen wurden, und das von Raimund von Aguilers erwähnte, aber wohl nur irrtümlich so genannte *Ev. Petri* wäre also mit den *Revelationes* Jakobs von Vitry und dem *Liber perfectionis* Nicolls ein und dasselbe. — Man wird diese Vermutung, wie ich sie bereits vor mehr als zwei Jahren formulierte,

Ebenso wiederholt der *episcopus Attensis* (S. 282 C), was er früher ausgesagt (S. 265 C, vergl. oben S. 64).

Endlich bekennt Kaplan Raimund selbst, bei der Ausgrabung der Lanze zugegen gewesen zu sein und die Spitze geküsst zu haben, *antequam tota super terram apparuisset.* Dafür habe er mehrere Zeugen. Er berichtet sodann von einem Vertrauten Ademars, dem Geistlichen Bertrand aus Puy, dem, als er in Antiochien todkrank darniederlag, der Bischof mit seinem *vexillifer* Heraklius erschienen sei, letzterer mit offener Stirnwunde, die ihm Gott, als Lohn seines in der Schlacht erworbenen Martyriums, ungeschlossen zu halten ge-

---

plausibel genug finden; ich wurde für meinen Teil zu meiner Genugthuung noch sehr darin bestärkt, als ich nachträglich bei de Lagarde, Gött. Nachr. 1890, S. 6 ff., die Annahme ausgesprochen fand, die in Paris, Oxford und Rom vorliegende Petrus-Apokalypse werde wohl für die Geschichte der ersten Kreuzzüge von Belang sein; aber soweit ich bisher auf das handschriftliche Material selbst zurückzugehn in der Lage war, hat dasselbe eine Bestätigung jener Annahme und meiner Vermutung nicht ergeben. Wenigstens teilte mir Herr Professor H. Derenbourg in Paris, der infolge freundlicher Nachweisungen und Empfehlungen der Herren Prof. Nöldeke und des verstorbenen de Lagarde die grosse Güte gehabt hat, eine der in Betracht kommenden Handschriften, *anc. fonds arabe No. 54,* für mich durchzusehn, mit, dass er darin nichts gefunden habe, was auf die Nachrichten Raimunds über das „Evangelium Petri", auf den Weg der Kreuzfahrer oder auf die heilige Lanze bezogen werden könnte. Ich vermag bei dieser Sachlage nichts weiter, als meine Vermutung dem Urteile der Forscher vorzulegen und anheimzugeben, ob vielleicht die Durchsicht eines der anderen Codices einen besseren Erfolg haben möchte oder ob es bei dem Schluss des Herrn Prof. Derenbourg sein Bewenden haben muss: *„Il faut donc chercher la solution de ce problème littéraire dans un autre pseudépigraphe."* In jedem Falle wäre es von nicht geringem Wert für die Geschichte der Kreuzzüge, dieses Pseudepigraphon aufzufinden; wie interessant beispielsweise, wenn das ganze Lanzenwunder und anderes erst auf Grund einer solchen Prophezeiung in Szene gesetzt worden wäre! Um solcher und ähnlicher möglichen Ergebnisse willen schien uns diese lange Nachforschung und Auseinandersetzung, auch ohne bisheriges positives Resultat, wenigstens nicht überflüssig. —

währt habe (eine Art von himmlischem Orden also, um einen respektloseren Vergleich zu unterdrücken). Als Grund seiner Krankheit hätte der Bischof jenem Bertrand seinen Unglauben angegeben, und als Bertrand dagegen seinen Glauben an die Lanze beteuert, habe ihm Ademar geantwortet, man müsse noch viel mehr glauben! „*Haec et multa alia episcopus et Heraclius sacerdoti dixerunt, quae modo non sunt necessaria.*“ (Vergl. oben S. 66 und 71.)

Angesichts dieses erdrückenden Materials von Zeugenaussagen bereute, wie uns Raimund mitteilt, Arnulf sein Verhalten und bekannte sich überzeugt (S. 282 H). Er versprach dem Bischof von Albara, vor allem Volke seines Unglaubens wegen feierlich Busse zu thun. *Die autem constituta* (— es muss gleich der nächste gewesen sein —) erklärte er, er sei nun freilich bekehrt, aber — wegen der Busse wolle er doch erst noch mit seinem Herrn sprechen.

Dieser hämische Spott brachte nun endlich den Petrus Bartholomäus in Harnisch (S. 283 A); *iratus nimium, sicut homo simplex et qui veritatem bene noverat*, verlangte er die Feuerprobe auf die Wahrheit seiner Angaben.

Wir stehen an dem entscheidenden Wendepunkte dieser ganzen Entwickelung. Bisher hatte man für kirchliche Sonderzwecke und für geistliche Prärogative mit den gewöhnlichen Mitteln von Lug und Trug gearbeitet, die so viele Priester aller Konfessionen nicht entbehren können, selbst wenn sie leidlich billigenswerte Ziele erstreben. Hier liefen so lange jene Sonderzwecke dem Wohle der Allgemeinheit kaum zuwider. Jetzt war zwar nicht das letztere, wohl aber das persönliche Interesse derer bedroht, welche die Ziele der Kirche auf den üblichen krummen Wegen verfolgt und allerlei Vorteile für sich selbst dabei herauszuschlagen versucht hatten, und nun überschritt man ohne Bedenken die Brücke, welche das bisherige Verfahren der Visionsclique vom Verbrechen getrennt hatte. In *majorem Dei gloriam* opferte man kaltblütig einen Menschen, der ein besseres Schicksal zwar kaum verdiente, aber das

gefügige Werkzeug in der Hand der Priester gewesen war und ihnen auch jetzt vertraute, als sie ihm versicherten, dass er ohne Schaden davon kommen würde. Glaubten sie in der That Mittel zu besitzen, die ihren Schützling vor den Folgen der Feuerprobe bewahren sollten? Dann würde ihnen ein Betrug mehr, aber wenigstens kein Verbrechen zur Last fallen. Jedoch auch diese schwache Möglichkeit der Annahme mildernder Umstände für Raimund und Genossen zerrinnt uns alsbald so gut wie gänzlich unter den Händen. Raimund der Kaplan, soviel ist kein Zweifel, war auch hier wieder, wie bisher immer, die leitende Person; hat er, wie wohl denkbar, Hintermänner gehabt, so hat er doch deren Intentionen mit vollem Bewusstsein der That und als selbstthätig Mitschuldiger ausgeführt. Er jedenfalls, das muss er selbst nachträglich zugestehn, war es, nicht gekränktes Ehrgefühl und edler Unmut in eigenem Antriebe, der den Peter Bartholomäus veranlasste, das Gottesurteil zu fordern (S. 284 H). Und dass er das in gutem Glauben gethan haben könnte, scheint uns nach allem, was wir bisher gesehn, undenkbar. Vielleicht wollte man sich des Mannes geradezu entledigen, der anfangen mochte, unbequem zu werden; denn dass man sich einer günstigen Durchführung des gefährlichen Spieles für Peter vermittelst irgend welcher schützenden Vorkehrungen sicher gefühlt hätte, scheint ausgeschlossen, da eines gewiss ist: man war für jeden Ausfall der Feuerprobe vorbereitet, und dieser Umstand richtet Raimund und seine Helfershelfer oder Auftraggeber.

Am 5. April war Christus dem Peter Bartholomäus erschienen: schon für den 8., Karfreitag, wurde das Gottesurteil angesetzt (S. 283 B). Es fand unter Beobachtung der grössten Feierlichkeit statt. Vor angeblich 60000 Menschen, die herbeigeströmt waren, sprach Raimund von Aguilers die Formel, welche Peter dem Feuertode weihte, wenn seine Angaben über die ihm von Gott und St. Andreas gewordenen Offenbarungen und über die Lanze erlogen gewesen seien. Peter selbst beschwor vor dem Bischof von Albara, aus dessen Händen er

die Reliquie empfing, noch einmal die volle Wahrhaftigkeit alles dessen, was er von den Erscheinungen Christi, sowie des h. Andreas und Petrus berichtet hätte (— versteckt sich hinter der Nichtnennung Ademars vielleicht eine *reservatio mentalis*? —), und erbat des Bischofs und aller Gläubigen Gebet dafür, dass ihm Gott seine sonstigen Sünden jetzt nicht anrechnen möge. Dann schritt er hinein zwischen die lodernden Holzstösse, und ihre Flammen schlugen über ihm zusammen. Als er nach einer kurzen Pause — *per spatium quoddam in medio ignis demoratus* (S. 283 F) —, während welcher die angstvoll harrenden Gläubigen allerlei Zeichen und Wunder zu schauen glaubten, unverletzt hervortrat, — weder das Untergewand, mit dem er allein bekleidet war, noch die Umhüllung der h. Lanze erschienen versengt —, stürzte sich, in wilder Begeisterung, das Volk auf den von Gott sichtbarlich Geschützten, um durch die Berührung des heiligen Mannes oder durch Erraffen eines Stückes von seinem Gewande des himmlischen Segens teilhaftig zu werden. Fast wäre so — nach Raimunds Darstellung — dem Peter Bartholomäus das gleiche Schicksal bereitet worden, das einst einem andern Gottesmann von einem frommen Volkshaufen mit voller Absicht bestimmt war (vergl. Sybel S. 159), nämlich noch bei Lebzeiten zu Reliquien verarbeitet zu werden, wenn nicht ein tapferer provenzalischer Ritter, Raimund Pelet, mit seiner Schar herbeigeeilt wäre und den Unglücklichen in heissem Kampfe, *usque ad mortem pugnando*, aus der tobenden Menge herausgehauen hätte (S. 284 D), unter deren Händen auch die brennenden Holzstösse sofort verschwanden (B). Es war jedoch zu spät; mit mehreren schweren Wunden an den Schenkeln, von denen das Fleisch herabgerissen war, und mit gebrochenem Rückgrat trug man Peter vom Schauplatze in das Haus des Kaplans Raimund.

So weit dieser.*) Die Frage ist nur, wie weit wir seinen

---

*) Durch einen Absatz in seinem Bericht, welcher gleich hier notiert sein möge (S. 284 E: *sed nos in sollicitudine et in angustia*

Worten Glauben schenken dürfen. Von der einmal gewonnenen Gewissheit aus, dass die Visionen Peters, mindestens in ihrer Mehrzahl und in der uns vorliegenden Darstellung, kecke Täuschungen und den Eingebungen eines Kreises entsprungen sind, mit welchem Raimund von Aguilers in engster Fühlung gestanden haben muss, wenn er nicht sein Leiter war, kann für uns ein Zweifel darüber selbstverständlich nicht obwalten, dass dieser Bericht über die Feuerprobe der Wahrheit nicht entspricht und von derselben *mala fides* diktiert ist, welche das Gottesurteil veranstaltet und ausgeführt hat. In welcher Weise es versucht worden ist, eine Beschädigung Peters durch das Feuer entweder zu verhindern oder die unausweichliche zu verschleiern, darüber lassen sich eine Reihe von Vermutungen aufstellen, von denen wir keiner unbedingte Evidenz zusprechen möchten; am nächsten scheint uns aber doch diejenige zu liegen, welche nach der zweiten der genannten Richtungen gravitiert: es seien die Scharen, welche sich auf Peter stürzten, und die, welche ihn retteten, Akteurs einer und derselben, von der gleichen Regie geleiteten, Truppe gewesen*), deren Aufgabe es war, dafür zu sorgen, dass die zu erwartenden

---

modo positi, amplius de his scribere non possumus), giebt uns Raimund einen Fingerzeig über die Art der Abfassung seines Buches. Auf der anderen Seite Spuren einer späteren Redaktion kurz vorher (S. 283 G): *Ebrardus sacerdos, qui Iherosolymis pro Deo post ea remansit,* und an der oben S. 61 n. angemerkten Stelle, die vermutlich erst nach Beendigung des Kreuzzuges angefügt sein dürfte, aber freilich vor Ueberlassung der Lanze an Kaiser Alexius (vergl. *Matth. Edess. Rec. Doc. arm.* S. 47, Radulf c. 145 S. 708) oder doch ohne Kenntnis dieses Faktums. — Wir werden über diese Stellen später noch im Zusammenhange zu handeln haben.

*) Dem wackeren Raimund Pelet thun wir mit diesem Verdacht am Ende doch Unrecht; sein energisches Vorgehen zum Schutze Peters kann auch ohne Ahnung des wirklichen Sachverhalts von den warmherzigsten Beweggründen, ja vielleicht sogar umgekehrt von einem gewissen Verständnis für den wahren Charakter jener Massen geleitet gewesen sein, die sich auf Peter stürzten. In der Hauptsache aber scheint uns die im Text gegebene Auffassung unanfechtbar.

Brandwunden nicht als solche erkannt würden, sondern auf die Rechnung der zu diesem Zweck veranlassten, angeblich aber aus fanatischer Frömmigkeit hervorgegangenen Misshandlung gesetzt werden könnten. Dass hier, in dem wilden Einstürmen des „ganzen Volkes“ auf Peter, in der That die Machinationen versteckt liegen, vermittelst deren man sich im voraus für jeden Ausgang gesichert hatte, beweist die seltsame Schreibweise Raimunds, die sichtlich etwas zu verbergen bemüht ist, was nicht bemerkt werden sollte und doch vielleicht da und dort bemerkt worden war; in dem ganzen Buche kommt eine so erregte Wendung nicht vor wie die hier gebrauchte (S. 284 C): „*Ut vero Petrus de igne egressus est, ... accepit eum omnis populus, quum signasset eos tenens manu lanceam et clamasset alta voce, Deus adiuva,* (— was zwiefach gedeutet werden kann! —), *accepit eum, inquam, et traxit eum per terram, et conculcavit eum omnis pene illa multitudo populi*“ etc. Die Betonung, welche mit der Wiederholung des *accepit* gerade auf die hier gegebene Darstellung des Herganges gelegt ist, beweist aufs beste, dass jeder anderen entgegengetreten werden sollte. — Auch hier befolgt Raimund dann weiter geschickt die von uns bereits bewunderte Taktik: er giebt geringfügige Einzelheiten, die gegen seine Sache gedeutet werden könnten, in anscheinendem Freimut selbst zu, um für seine Angaben im ganzen um so mehr den Schein der Wahrheit zu retten. So erzählt er uns denn hier, Peter habe in der That einige leichte Brandwunden davongetragen, infolge jenes kurzen Verweilens in den Flammen; hier habe der Herr selbst ihn für einen Augenblick zurückgehalten, zur Strafe für sein anfängliches Säumen mit dem Ausrichten seiner Botschaft, ihm aber gleichzeitig zugesichert, er werde die Hölle nicht schauen (S. 284 F). Dass noch, bevor Peter den schmalen Gang zwischen den beiden Holzstössen betrat, *quaedam avis* vom Himmel herab in die Flammen hineingeschossen war, ohne wieder hervorzukommen, war von frommen Zuschauern wohl bemerkt worden (S. 283 G); andere hatten sogar zur gleichen Zeit einen Mann in priesterlicher

Gewandung im Feuer verschwinden sehn (S. 284 A); so war die Erscheinung Christi von mehreren Seiten bestätigt und der vermutliche Umstand aufs beste verwertet worden, dass Peter vom Rauch erstickt einen Augenblick die Besinnung verloren hatte, um sich dann doch noch mit Zusammennahme aller Kräfte hindurchzuschleppen. Merkwürdig nur, dass Christus sich mit jener leichten Züchtigung nicht begnügte, sondern nachträglich doch noch die Behandlung Peters durch die Menge zuliess, welche ihm das Leben kostete. Denn ausdrücklich werden die Brandwunden als unbedeutend bezeichnet im Verhältnis zu den Verletzungen, welche der fanatische Enthusiasmus des Volkes dem Gottesmann beigebracht; *adustio . . . non multa, sed plagae erant magnae* ist die bessere Lesart (S. 284 F). Wenn wir Raimund glauben wollen, so haben sich alle Zweifler davon durch den Augenschein überzeugt und Gott gepriesen (S. 284 H); wir werden die Nachrichten noch anzuführen haben, die das durchaus in Abrede stellen. — Zum Schluss kommt nun der glänzendste Schachzug in diesem ganzen frevelhaften Spiel: wie Raimund früher in seinem Bericht Peter einer kleinen Lüge beschuldigt hatte, um seine Glaubwürdigkeit in wichtigeren Dingen um so mehr zu erhärten; wie er ihm eben noch vom Himmel eine kleine Strafe zudiktieren liess, damit sich von ihr der göttliche Schutz, dessen er teilhaftig geworden, um so wirkungsvoller abhebe, — so steht er nicht an, jetzt sogar sich selbst anzuklagen, um den Schein der Treue und Wahrhaftigkeit um so sicherer für sich zu gewinnen. Peter, erzählt er, habe ihm Vorwürfe gemacht, dass er ihn zu dem Gottesurteil veranlasst habe, und ihm gesagt, von welchen Gedanken er dabei ausgegangen sei; und als er geleugnet, habe ihm jener enthüllt, dass er durch die Jungfrau Maria und den Bischof von Puy in nächtlichem Gesicht alles erfahren habe. Darauf sei er, Raimund, im Gefühle seiner Schuld vor Gott in bittere Thränen ausgebrochen, worauf Peter ihn mit dem Versprechen getröstet habe, die hl. Jungfrau und St. Andreas würden Fürbitte für ihn einlegen; zu ihnen solle er inbrünstig beten.

(S. 285 B.) Raimund bekennt sich also, indem er uns seinen schuldvollen Gedanken zwischen den Zeilen lesen lässt, dazu, dass er Gott habe versuchen wollen, auf dass auch den Zweiflern die Echtheit der Lanze und der dem Peter gewordenen Offenbarungen klar würde. Indem er diese kleine Schuld durch bittere Reue sühnt, erhärtet er um so fester seinen über alle Anfechtung erhabenen Glauben und weist jeden Argwohn eines Betruges um so sicherer von sich ab. So meinte er; doch er hat den Zug zu fein angelegt, als dass er nicht auffallen müsste, und hier hat denn auch schon Barth mit seinem ehrlichen protestantischen Eifer, der freilich noch einer kampfesfreudigeren Zeit angehört, das Richtige erkannt. *Agilaeus, culpans semet, ut fidem traditioni faciat*, so charakterisiert er (S. 272*) ihn und seinen heuchlerischen Bericht. Erst einer späteren Zeit war es wieder vorbehalten, so offenbaren Betrug mit frommem Glauben zu verwechseln.

Doch genug und übergenug von dem niederträchtigsten Spiel mit dem Heiligen, in dessen Dienst sich jemals ein gewissen- und skrupelloser Priester gestellt hat, um es dann auch noch mit frechem Behagen, in der gleichen Heuchelei und Lügenhaftigkeit, mit der er die Mitwelt betrügen gewollt, der Nachwelt zu überliefern. Eilen wir zum Schluss, um den Vorhang vor einem für die Geschichte menschlicher Gesittung so beschämenden Drama fallen zu lassen. — Die Visionen gingen weiter fort, da man ihnen durch das Gottesgericht über die Lanze neue Beglaubigung verschafft zu haben meinte. Ademar erschien mit der hl. Jungfrau dem Stephanus Valentinus und forderte die Einholung und Verehrung der in Laodicea zurückgelassenen Kreuzesreliquie, nachdem vorher die edle Genossenschaft, indem sie Fasten und Gebet predigte (*praedicavimus* S. 286 H), eine erneute göttliche Inspiration erfleht hatte. Die Promptheit, mit welcher diese erfolgte, macht es nachgerade schwierig, unser früheres, wenn auch

*) In seinen Noten zu Raimund von Aguilers bei Ludewig, *Reliquiae manuscriptorum etc.* 1720, t. III. — die jedoch im übrigen keinerlei Ersatz für die mangelnde erklärende Ausgabe liefern.

zweifelndes Urteil zu Gunsten des Priesters Stephan festzuhalten. Er stellt diesmal kaum zu erfüllende Zumutungen an unseren Glauben an seine Ehrlichkeit. In der Vision, die er meldete, hatte er den verstorbenen Bischof an der Spitze eines himmlischen Gottesdienstes von hunderttausend Mann (!) einhermarschierend erblickt. Die Echtheit der Anordnungen Ademars und der heiligen Jungfrau zu erhärten, zugleich als eine Art Talisman, überbrachte er Graf Raimund einen Ring von seiten der Mutter Gottes. Unkosten hatte diese jedoch nicht darauf gehabt; es war ein gewöhnliches irdisches Kleinod, das Stephan bisher selbst am Finger getragen hatte, welches aber der himmlischen Weihe dadurch teilhaftig geworden war, dass Ademar dem Priester befohlen hatte, es in Marias Namen dem Grafen zu überreichen! Eine Bitte Stephans um Ueberlassung einer der beiden himmlischen Kerzen, mit welchen die heilige Agathe und eine Genossin die Erscheinung beleuchtet hatten, war „höheren Orts“ klüglich abgelehnt worden. — An diesen sonderbaren Heiligen schloss sich noch einmal Peter Bartholomäus an; vom Sterbelager aus beschwor er unter Anrufung Gottes zum letztenmal seine Wahrhaftigkeit, um dann, auf Grund himmlischer Weisungen, Verhaltungsmassregeln über den Verbleib der Lanze in der Heimat zu geben, deren Absichten, zumal sie bekanntlich nie ausgeführt wurden, uns unverständlich bleiben (S. 287 H und 288 n. 1., vgl. 264 E und oben S. 61). Als Peter seinen Leiden erlegen war, trat an seine Stelle der auch schon früher gelegentlich benutzte Petrus Desiderius; er musste im Namen des hl. Andreas dem Grafen Raimund gütlich zusprechen, als derselbe einige Wochen später unter Zähneknirschen und Zornesthränen die Belagerung von Arka durch die offene Meuterei der Seinigen aufzugeben gezwungen worden war, nun sich aber vor Tripolis in der gleichen Weise festzusetzen gedachte (S. 289 C). Der Heilige liess ihn zur Vernunft ermahnen und machte die grössten Versprechungen für die Zukunft; es lag dem Himmel dabei auffällig viel daran, dass der Graf sich seiner alten Freigebigkeit, deren er unter jenen Irrungen gänzlich vergessen

hatte, nicht länger entschlage. Im anderen Falle wurde ihm mit der Entziehung jeder göttlichen Hülfe und — dem Ausbleiben aller himmlischen Botschaften gedroht. Doch selbst diese grässliche Drohung blieb erfolglos. Der Graf hörte die Worte des Priesters wohl an, *accepit vere verbis, sed operibus negavit.* (S. 289 E.) Er fühlte sich nicht bemüssigt, seine Umgebung, die durch Anzünden ihrer Zelte vor Arka das Signal zu dem meuternden Aufbruch gegeben hatte (S. 289 A; — wir mögen uns wohl Raimund dabei als den insgeheim wühlenden Anstifter denken, die Betonung des Vorangehens der *familiares* ist auffällig —), durch Geschenke für ihren Treubruch noch besonders zu ehren; und es wäre uns eine Freude, zu wissen, was uns Raimund von Aguilers freilich nicht berichtet, dass von den Peitschenhieben, die sein Herr in jenen Tagen um so reichlicher austeilte (S. 289 E), die gebührende Portion für den Kaplan abgefallen wäre. Es waren eben mit den himmlischen Erscheinungen keine Geschäfte mehr zu machen; ihr Inscenator und Berichterstatter tröstet sich in den trüben Erinnerungen an diese Zeit dadurch, dass er uns noch eine Nachlese von Offenbarungen früherer Tage mitteilt (S. 289 F), die zur Auffindung einer Reihe von Reliquien geführt hatten, und sich dabei wieder einmal, in leicht zu durchschauender Absicht, als aufgeklärten Mann, ja als Zweifler hinstellt, welcher es ablehnt, sich mit unbekannten Knochen zu beladen (S. 290 C), bis ihn der Himmel eines besseren belehrt. Es ist immer wieder der gleiche Trick, den wir nun schon in verschiedenen Formen kennen. — Zum letztenmal dachte man das Visionswesen vor Jerusalem aufleben zu lassen; die dort vorgenommene Heiligung des Heeres und die Prozession um die Stadt wird auf eine Anordnung Ademars zurückgeführt (S. 296 C ff.); d. h. man hatte anfänglich beabsichtigt, diesem eine solche Anordnung in den Mund zu legen und sie durch Petrus Desiderius vermitteln zu lassen, entschloss sich aber schliesslich dazu, *de mandato Dei reticentes*, durch einfache Predigt unter dem Volke das Nötige zu veranlassen, *ne si populus hoc mandatum Dei praeterisset, culpabilis*

magis, maxime affligeretur! Wie grossmütig von Raimund und Genossen, die ganze Schuld, die aus der Nichtbefolgung der göttlichen Anordnung hätte hervorgehen können, lieber von vornherein auf sich zu nehmen! — Man hatte sich eben nachgerade von der Wirkungslosigkeit des alten Mittels überzeugen müssen. — Dass jetzt die vorgebliche Offenbarung unterdrückt und eine Predigt an ihre Stelle gesetzt wird, ist eine hübsche Illustration zu unserer früher (S. 69) gemachten Bemerkung, wo wir in den Visionen, soweit sie, ohne unmittelbar praktische Anordnungen zu geben, nur fromme Ermahnungen und Betrachtungen enthielten, translozierte Predigten fanden.

Wenden wir uns noch einmal zu dem Kernpunkt aller dieser Offenbarungen, der Auffindung der Lanze und der weiteren Geschichte dieser Reliquie, zurück, so bleibt uns in Kürze nachzuholen, was die andern Originalquellen darüber berichten.

Eine verhältnismässig ausführliche Erzählung geben die Gesten (IV, 34, 35, 38, S. 146—149) von den einführenden Visionen Stephans und Peters; der Autor verhält sich, obwohl er von sonstigen Zweifeln wohl zu berichten weiss, durchaus gläubig, weicht aber im einzelnen so sehr von Raimund ab, dass man sofort sieht, wie man es hier mit einer ganz anderen Art der Wiedergabe, mit einem persönlich nicht interessierten Bericht zu thun hat, dem das Detail an sich gleichgiltig war. Aus fünf Erscheinungen des hl. Andreas vor der Auffindung der Lanze sind beispielsweise zwei geworden u. dgl. m. In dem an erster Stelle gegebenen Bericht von der Vision Stephans folgen übrigens die Gesten, wie für diese Zeit fast überall, so gut wie wörtlich der Tradition, welche wir auch in den Liedern finden (*Ch. d'A.* VII. 16—18), während für die Vision Peters, den gleich den Liedern (ebd. 18—20) mit Peter von Amiens zu verwechseln*) der Autor glücklich vermeidet, und für die Ausgrabung der Lanze selbst eine solche Übereinstimmung nicht erkennbar ist. Die weiteren Schicksale der Lanze, auch das Gottesgericht vor Arka, werden von den Gesten nicht erwähnt. Der Autor, der, nach seinem Bericht

*) Niederschlag zweiten Grades!

zu schliessen, zu den anfänglich ehrlich Gläubigen gehört hat, mag durch das spätere Treiben zu peinlich berührt worden sein, als dass er diese Dinge vorzubringen geneigt sein konnte. Jedenfalls haben wir in dem, was er giebt, den besten Beweis für unsere Behauptung, wie sehr sich der Bericht eines freudig erregten Gläubigen, der von den Offenbarungen aber nur vernommen hat, von dem des freilich besser orientierten Priesters unterscheidet, der sie . . . fabrizierte.

Tudebod (S. 68 ff. 76 ff.) hat einige Zusätze zu den Angaben der Gesten, die jedoch unsere Kenntnis nicht bereichern. Die weitere Geschichte der Lanze fehlt auch bei ihm. Der Lothringer hat (Alb. IV 43) einen ganz kurzen Bericht, der über die einführenden Visionen vollständig hinweggeht und nur die Ausgrabung der Lanze auf Grund einer Offenbarung, welche einem provenzalischen Kleriker zuteil geworden sei, mit wenigen Worten meldet. Sehr im Widerspruch mit dem üblichen Charakterbild, das von der bei Albert erhaltenen Darstellung gezeichnet wird, scheint er ein tieferes Interesse an der Sache kaum zu nehmen; uns ist es von Wert, zu hören, dass die Reliquie *oblatione innumerabilis auri et argenti* verehrt worden ist. Dass dann doch auch Albert die Lanze in der Schlacht eine sehr bedeutende Rolle spielen lässt, haben wir bereits bemerkt (oben S. 44), doch dürfte für diese Rolle der Lothringer kaum verantwortlich zu machen sein, da gerade hier Albert von Aachen seine Vorlage „durch Einmischen der Liedertradition gründlich verdorben“ hat (vgl. Kugler S. 153 ff.). Der lothringische Chronist berührt seinerseits noch an späterer Stelle (V 32) den Streit und das Gottesurteil, allein offenbar war ihm die Freude an dem göttlichen Geschenk mittlerweile sehr verleidet worden, denn er zeigt sich jetzt von einer harten Unparteilichkeit. Er erzählt, wie der *auctor et proditor eiusdem inventionis* (diese Worte zunächst in neutralem Sinne zu nehmen) durchs Feuer geschritten und, *ut aiunt*, unverletzt hervorgegangen sei, wie ihn dann Graf Raimund selbst und Raimund Pellez *a manibus et pressura invidorum* gerettet hätten. (Das Eindringen des

Volkes auf Peter ist hier also zum mindesten ganz anders aufgefasst, als Raimund von Aguilers es wollte!)*) Die Lanze sei seitdem von den Provenzalen hoch verehrt worden; die Verehrung der anderen Gläubigen aber habe sehr nachgelassen, als man nach einigen Tagen erfuhr, dass jener Kleriker den Brandwunden, die er bei der Feuerprobe davongetragen habe, erlegen sei, und die Meinung habe sich geltend gemacht, *magis avaritia et industria Raimundi id adinventum quam aliqua Deitatis veritate.* Der Bericht geht so kurz wie möglich über die Angelegenheit hinweg und ist mit sichtlichem Missvergnügen geschrieben; was den gegen Raimund erhobenen Vorwurf anbetrifft, so haben wir gesehen, dass er den Grafen mit Unrecht traf, dagegen da, wohin er richtiger adressiert worden wäre, bei Raimund von Aguilers, in der That wahrgenommen, dass die *avaritia*, die Aussicht, seiner Kapelle durch die Lanze reiche Einkünfte zu verschaffen, nicht sein letzter Beweggrund zu dem Betruge gewesen sein dürfte.

Am entschiedensten heben diesen Betrug in unserem Sinne Fulcher von Chartres und Radulf von Caen hervor. Der erstere zwar berichtet nur ganz kurz (I 18, S. 344) den Sachverhalt, stützt aber sein bestimmtes Urteil auf den Ausgang der Feuerprobe, da der Urheber der Täuschung am zwölften Tage seinen äusseren und inneren Verletzungen erlegen sei. Radulf seinerseits giebt den Standpunkt der Gegenpartei am besten und als Schüler des Patriarchen Arnulf sogar in der denkbar grössten Beglaubigung wieder, doch dürfen wir zur Würdigung seines Berichts eines nicht vergessen: abgesehen von etwaigen thatsächlichen Momenten, die Raimund

*) Man muss im Anschluss an diese Auffassung des Lothringers die Möglichkeit zulassen, dass die Brandwunden Peters sofort bemerkt worden seien und daher die erregte Volksmenge auf ihn eingedrungen wäre. Raimund hätte dann nur in seiner Darstellung diesen Umstand vertuscht, und unser Verdacht, er selbst oder seine Freunde hätten jene Massen gedungen, zerfiele einigermassen. Jedoch zeigt sich diese ganze Möglichkeit als sehr schwach, wenn man in Erwägung zieht, dass Raimund die Feuerprobe nicht herbeiführen konnte, ohne irgendwie auf den Ausgang vorbereitet zu sein.

verschwiegen haben könnte und Radulf hinzuzufügen vermöchte, ist letzterer nicht besser daran als wir; auch er ist nur das mitzuteilen imstande, was sich seine Gewährsmänner von der Sache dachten. Wir dagegen haben den Vorteil, dass wir in dem Bericht Raimunds die Version besitzen oder doch kritisch auszubeuten verstehen, welche von der nächstbeteiligten Seite über die Sache verbreitet wurde, und wo daher die thatsächliche Unterlage, soweit sie nicht verschiedene Auffassungen zuliess, uns in ihrer Authentie die bessere Möglichkeit gewährt, den Dingen auf den Grund zu kommen. So konnten wir schon bei Albert den vom Lothringer zwar nicht selbst erhobenen, aber im Sinne anderer gegen Raimund von Toulouse gerichteten Vorwurf aus besserer Kenntnis zurückweisen. Ähnlich steht es mit Radulf. Sein Detail kann uns dem von Raimund gegebenen gegenüber nicht massgebend sein, zumal wo er eben der Natur der Sache nach nur Vermutungen giebt. Beweiskräftig ist aber die Stimmung des ganzen Berichtes. So hat er unseren Vermutungen über die Art, wie die Auffindung der Lanze ins Werk gesetzt wurde, aus eigener Phantasie oder nach Arnulfs Angaben schon stark vorgearbeitet; auch das thatsächliche Detail weicht hier von dem Raimundschen erheblich ab, weil auf diese Einzelheiten, welche dem offiziellen Historiographen der Lanze am Herzen lagen, wenig Wert gelegt wurde. Nach Radulf hat Petrus Bartholomäus selbst bei seinem Hineinspringen in die Grube den Betrug ausgeführt (c. 100, S. 676 ff.): Raimund von Aguilers hat sich offenbar dem Verdacht zu entziehen verstanden, den uns seine eigene Schilderung erweckt hat. Radulf erzählt alsdann, wie die Verehrung der Lanze nach dem Siege gestiegen sei (c. 101, S. 677), nicht ohne ebenfalls der materiellen Vorteile zu gedenken, die dem *fiscus Raimundi* dadurch zuteil wurden. Durch ihn allein erfahren wir ferner (c. 102, S. 678), dass Boemund die Sache durch eine besondere Untersuchung verfolgte, bei welcher die Persönlichkeit Peters im übelsten Lichte erschien; die weiteren Argumente gegen den Ort der Auffindung u. s. w., mit dem ganzen Rüstzeug der theologischen

Gelehrsamkeit der Zeit ausgestattet und in Radulfs bekannter Sprechweise ausgeführt, gehören ihrem Kern nach gewiss dem Kaplan und späteren Patriarchen Arnulf an. Sogar von Anschlägen Raimunds von Toulouse auf Boemund wird schliesslich (c. 103, S. 679) berichtet, die, infolge dieses Lanzenstreites unternommen, nur durch Arnulfs Wachsamkeit vereitelt worden seien. Die Angaben über das Gottesurteil vor Arka sind ersichtlich ungenau, sei es infolge des Charakters des Erzählers, der es ja bekanntlich mit den Einzelheiten niemals besonders streng nimmt und irgend einer Redeblume zuliebe unbedenklich die Richtigkeit der Thatsachen opfert, sei es wegen der grösseren zeitlichen Entfernung, welche die einzelnen Umstände in der Erinnerung seiner Gewährsmänner bereits verwischt hatte. Die Tendenz jedoch, in welcher Radulf von dem Ereignis berichtet worden ist, erscheint auch in diesem fehlerhaften Bilde signifikant genug. Peter wird von den Fürsten gezwungen, sich der Feuerprobe zu unterziehen (c. 108, S. 682), fällt heraustretend zu Boden und stirbt am nächsten Tage. In der That ist, wie wir wissen, die von Peter selbst angerufene göttliche Justiz nicht ganz so prompt gewesen. Sicher aber auch im einzelnen authentisch und von hohem Interesse ist das Nachspiel der Tragikomödie, von dem uns allein Radulf Kunde giebt, indem er berichtet (c. 109): Graf Raimund, (dem der Betrug auch hier mit Unrecht in die Schuhe geschoben wird), *et complices sui Provinciales* hätten, da alles Volk sich von der Täuschung abgewandt, den Betrüger weiter verteidigt, ihn einen Heiligen genannt und sich erbittert auf Arnulf als den Hauptentlarver Peters gestürzt; rechtzeitig gewarnt sei dieser aus seinem Hause, wo er aufgehoben werden sollte, zu den Grafen von der Normandie und Flandern entkommen, die, gerade gemeinsam bei Tische sitzend, sofort eine Gegenwaffnung veranlasst hätten, worauf die Provenzalen, ihren Einbruch mit irgend einem Vorwande entschuldigend, abgezogen wären. Zur Sühne des Geschehenen sei schliesslich (c. 110, S. 683) vom ganzen Volke, auf Veranlassung und unter Leitung Arnulfs und des Bischofs von

Martorano, eine Bildsäule des Heilandes aus reinem Golde gestiftet und noch vor Arka vollendet worden.

Mit diesem Zeugenverhör der *altera pars**), aus dem wir jedoch lange nicht das entnommen haben, was uns die Aussage der einen wider Wissen und Willen enthüllt, beschliessen wir die Untersuchung über die Geschichte der heiligen Lanze und der provenzalischen Ekstase. Als Ergebnis glauben wir die Gewissheit festlegen zu können, dass uns gerade bei den Provenzalen von dieser Ekstase, die in den Darstellungen des Kreuzzuges bisher eine so grosse Rolle gespielt, echte Beispiele kaum überliefert sind und dass alles, was bisher auf ihre Rechnung geschrieben worden ist, nur die Maschen eines ungeheueren Trugnetzes bildet, mit welchem priesterliche Heuchelei die Anschauung der Zeitgenossen doch nur zum Teil, das Urteil der Nachwelt ganz umsponnen hat. Gewiss hat sich auch bei den Provenzalen gesteigerte Frömmigkeit zu

---

*) Mehr des Kuriosums halber, wegen der merkwürdigen Abweichung der von ihm überlieferten Versionen, schliessen wir an die obige Synopsis noch die uns erhaltenen Mitteilungen eines orientalischen Autors, des edlen Bischofs der monophysitischen syrischen Jakobiten im 13. Jahrhundert, Abulfaradsch (Barhebräus). Er giebt zwei ganz verschiedene, zugleich aber neue Lesarten über die Reliquienauffindung in Antiochien. Im ersten Teile seiner syrischen Weltchronik (lateinisch von Bruns und Kirsch, *Abulpharagii Chronicon Syriacum,* Leipzig 1789, I. 287) erzählt er, infolge eines Traumes eines der fränkischen Könige habe man in einer antiochenischen Kirche Nägel vom Kreuze Christi aufgefunden, daraus ein Kreuz und eine Lanzenspitze schmieden lassen und mit Hilfe dieser Heiligtümer den Sieg über die Türken davongetragen. Ganz anders dagegen heisst es in dem von Barhebräus selbst verfassten arabischen Auszug des genannten grossen Werkes (lat. von Pococke, *Hist. compendiosa Dynastiarum aut. Greg. Abul-Pharajio,* Oxon. 1663, p. 242), ein fränkischer Mönch, ein *vir admodum versutus,* habe die Ausgrabung eines einst St. Peter gehörigen eisenbeschlagenen Stockes in einer Kirche Antiochiens veranlasst und dadurch die Siegeshoffnung der Kreuzfahrer gestärkt. Dass hier von einer Reliquie St. Peters die Rede ist, scheint uns nicht ohne Interesse, weil dieser Umstand vielleicht auf einen Zusammenhang mit den apokryphen *Revelationes* dieses Apostels führen könnte. (Vgl. oben S. 75 n.)

schwärmender Begeisterung erhoben, für welche die Grenzen irdischen Erkennens nicht vorhanden waren; aber gerade die Zeugnisse, die von jener Stimmung bis auf den heutigen Tag Kunde zu geben schienen und nach denen man in ihr eine der wichtigsten Erscheinungen der Zeit beurteilen zu können meinte, sind gefälscht. Wir sind imstande gewesen, deutlich zu erkennen, dass die kirchliche Partei im provenzalischen Lager teils zwar im Interesse des allgemeinen Wohls, hauptsächlich aber im eigenen, um die Leitung des allein von dieser Seite zu fassenden Grafen Raimund in ihre Hände zu bekommen und durch seine Vermittelung die Absichten der Kirche und ihren persönlichen Vorteil besser fördern zu können, die Auffindung der Lanze veranlasst und nach den Visionen, welche dieselbe vorbereitet, noch eine lange Reihe von anderen fabriziert hat, die nun vor allem den bezeichneten Sonderzwecken zu dienen bestimmt waren. Allmählich wurde das Gespinst von Lug und Trug so verschlungen, dass es schliesslich nicht mehr anders möglich war, sich herauszuwickeln als durch ein Verbrechen, wie auch diejenigen die kaltblütige Opferung des Hauptwerkzeuges aller dieser Machenschaften werden nennen müssen, denen dieselben an sich nicht bereits Verbrechen genug sind. Wahrhaft betrübend ist die Entdeckung, die Elemente echter Ekstase und warmer gläubiger Begeisterung, die unzweifelhaft in der Zeit lagen und die grosse That des Kreuzzuges mit ins Werk zu setzen geholfen hatten, von Leuten ohne Glauben und ohne Skrupel, ohne Wärme und ohne Gewissen in dieser Weise ausgebeutet zu sehen. Das Bild, welches man sich insgemein vom ersten Kreuzzuge gemacht, erhält in einer seiner durchschlagendsten Farben auf diese Weise eine Nüance, die ihm ein wesentlich verändertes Aussehen giebt. Niemand hat bisher diesem lichtscheuen Treiben, diesem geheimen Wühlen mit seinem Gefolge von frecher Lüge und widerwärtiger Heuchelei die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, niemand in den wogenden Fluten von soviel Frische und Ursprünglichkeit, so viel Wahrheit und Treue den trüben, aber breiten Strom

bemerkt, der jene mit seinem Schlamm von Trug und Treulosigkeit, von gewissenlosem Eigennutz und gänzlicher Abwesenheit jeder frommen Scheu vor dem Glauben anderer durchsetzt und vergiftet hat. Es wäre kein erfreulicher Ausblick, der sich uns von hier auf das ganze Mittelalter eröffnete, wenn sich derselbe Strom in ähnlich breitem Laufe auch nach oben und unten in frühere und spätere Zeiten verfolgen liesse. — Was nun aber die Erkenntnis des geschilderten Treibens im provenzalischen Lager noch zu einer besonders überraschenden macht, ist die bisher nicht einmal geahnte*) Entdeckung, dass der Berichterstatter, dem wir jene verdanken, zugleich auch die Haupttriebfeder aller dieser traurigen Machinationen gewesen ist. Der Kaplan des Grafen von Toulouse, welcher letztere nur der Betrogene, nicht der Betrüger war, hat in seinem Bestreben, dies ganze Wesen durch eine möglichst eingehende Behandlung in seinem Sinne mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen, den Ange-

*) Und doch. Sie ist sogar schon einmal gemacht worden, aber leider mit so kurzen Worten und ohne genauere Ausführung mitgeteilt, dass ihr das Schicksal widerfuhr, gänzlich unbeachtet zu bleiben. Auch uns sind die Worte von Paulin Paris in der Einleitung zur *Chanson d'Antioche,* 1848 (!) t. I, p. XXI erst bekannt geworden, als uns unser Urteil über Raimund von Aguilers längst feststand. Sie folgen hier zum ehrenden Zeugnis für den klaren Blick eines Gelehrten im katholischen Frankreich, in welchem man solchen Dingen gegenüber oftmals vorurteilsfreier ist, als im protestantischen Deutschland.

„Le but qu'il vise, en racontant ce qu'il a vu, est de justifier les croisés du midi, le comte de Saint-Giles et lui-même, de la part qu'ils avoient prise à la découverte de la sainte lance, ... Son livre, abondant en médisances, abonde également en visions miraculeuses. On a trop vanté la candeur et la simplicité de cet historien; je pencherois plutôt à le regarder comme un fourbe dangereux ou comme un maladroit fanatique. Il n'a voulu, je le répète, qu'opposer un témoignage authentique aux bruits fâcheux qui s'étoient accrédités en Europe contre la sincérité de la sainte lance."

Der Herausgeber im Recueil erhebt in der Vorrede (S. XXII), nicht ohne dabei die Worte Paris' misszuverstehen, einige schwächliche Einwände gegen diese treffende Charakteristik, welche sich durch den Gang unserer Untersuchung von selbst erledigen.

hörigen einer schärfer blickenden Zeit gerade die Mittel an die Hand gegeben, die Wahrheit zu erkennen. Und die Haltung seines Berichtes, die Art, wie er nicht etwa als Gläubiger, sondern in bewusster Fälschung auch das Unmöglichste glaubhaft zu machen sucht, sind der unwiderlegliche Beweis dafür, dass sein Anteil an den Dingen ein ganz hervorragender gewesen sein muss, so hervorragend, dass ihm ohne Bedenken sogar die Führerrolle dabei zugewiesen werden kann. Raimund hat mit seiner *Historia Francorum qui ceperunt Jherusalem* vielmehr seine eigene Geschichte geschrieben; seine Wirksamkeit galt es ins gewünschte Licht zu setzen, die Spuren seines Betruges zunächst den Zeitgenossen gegenüber zu verwischen. Wie geschickt er seine Absicht ausgeführt hat, beweist der Erfolg, den er nicht nur bei diesen, sondern auch bei der Nachwelt gehabt hat. Seine Motive, bei ihm, in seiner Stellung, besonders durchsichtig, brauchen wir nicht zu wiederholen. Zur vollendeten Charakteristik des so lange — verkannten Mannes haben wir nur noch mitzuteilen, was er selbst über den Zweck seiner Schrift und über die Gesinnung, in der er sie geschrieben, angiebt. Zunächst in der Vorrede (S. 235) betont er ausdrücklich die Grossthaten Gottes, die er seinen Landsleuten überliefern wolle, vor allem wegen derer, welche, „*recedentes a nobis, falsitatem pro veritate astruere nituntur*“. Wir wissen nun zur Genüge, welche Thaten Gottes der edle Mann gegenüber den gefälschten Angaben anderer ins richtige Licht setzen wollte. Wir sind gezwungen gewesen, dem, was sich danach als der Hauptinhalt seines Buches darstellt, der ermüdenden Eintönigkeit seiner erlogenen Visionen und gemachten Wunder, vom Anfang bis zum Ende nachzugehen, und es ist uns, da wir uns zuerst die Mühe gemacht, durch diesen Wust durchzudringen, möglich geworden, ans Licht zu bringen, was er sorgfältig zu verhüllen beabsichtigte und vor einer gerade diesen Dingen gegenüber durch den Lauf der Zeiten matt und stumpf gewordenen Kritik bis auf den heutigen Tag in der That verhüllt hat. Unsere neugewonnene Erkenntnis aber lehrt uns die Worte

des Mannes ganz würdigen, die nach jenen eben erwähnten von dem Zweck, auch von der Gesinnung seiner Schrift Zeugnis ablegen sollen, und die hier, ohne eine weitere Erläuterung, folgen, sein Bild zu vollenden (S. 275 E ff.): „*Oro igitur et obsecro omnes, qui haec audituri sunt, ut credant haec ita fuisse. Quod si quicquam ego praeter credita et visa studio vel odio alicuius apposui, apponat mihi Deus omnes plagas inferni et deleat me de libro vitae. Etenim, licet ut plurima ignorem, hoc unum scio, quia quum promotus ad sacerdotium in itinere Dei sim, magis debeo obedire Deo testificando veritatem, quam in texendo mendacia alicuius muneris captare dispendia. Sed quia, secundum apostolum, caritas nunquam excidit, eadem caritate agere volo: auxilietur mihi Deus.*

Uns ist kein Beispiel bekannt, wo ein so bewusstes und sorgfältiges Lügengespinst unter ähnlich feierlicher Anrufung des Himmels und Beteuerung der Wahrheit in die Welt gesetzt worden wäre, wie hier. Niemals ist frommer Glaube und warme Gottbegeisterung frecher verhöhnt worden. Der Mann, welcher in seinen Bericht Versicherungen einfügte, wie die oben citierte, glaubte sich auf einer Höhe, von welcher aus er derartige Empfindungen, ohne selbst etwas mit ihnen gemein zu haben und ohne eine Spur ehrfürchtiger Scheu, der verlachten Allgemeinheit gegenüber lediglich zu seinen oder seines Standes eigensüchtigen Zwecken ausnützen zu können meinte. Wie er sich, auch er doch ein Sohn seines Jahrhunderts, mit seinem Gewissen abgefunden haben mag, wäre uns ein Rätsel, wenn nicht der völlige Mangel an dergleichen Ballast bei ihm die Frage unnötig machte. Denn wir würden nichts gewinnen, wenn wir Raimund etwa als einen Jesuiten vor Loyola charakterisieren wollten; wir würden glauben, Loyola und seinen Jüngern damit Unrecht zu thun. Auch wer, um im Ziel die Zwecke der Religion zu fördern, der Mittel nicht sonderlich achtet, kann sich nicht über alle Schranken, welche ihm der Glaube zieht, derart hinwegsetzen, wie wir das bei Raimund nach und nach erkannt haben, kann nicht, wie es jener gethan hat, im Mittel alles

das so gänzlich negieren, was er als Ziel erstrebt. Hätte er in Wahrheit, anstatt nur das Interesse des Priestertums und seines Priestertums zu verfolgen, der Religion zu dienen gemeint, er hätte ihr nicht so ins Gesicht zu schlagen vermocht. Und nun zumal: zu den führenden Geistern, welche um der grossen Idee willen, die sie trägt, und unter dem Drange einer gewaltigen Persönlichkeit, die sich auszuleben verlangt, kühn und frei, ohne viel Bedenken, jeden Weg beschreiten, der sie zum Ziele führt, selbst zu den „Herrenseelen“, den „lachenden Löwen“ im Sinne der „neuesten“ Moralphilosophie, gehört dieser Priester nicht. Wenn irgendwo, so vermag man hier den Unterschied zwischen der Skrupellosigkeit eines Genies der That und eines schleichenden Schurken zu erkennen. Und es ist nicht anders: so wenig wir im einzelnen für jede der von uns geäusserten Behauptungen eine unbedingte Gewissheit beanspruchen — kann es sich hier doch immer nur um mehr oder weniger glückliche Vermutungen handeln, — so unwiderleglich scheint uns, gegen alle frühere Auffassung von wildem Wunderglauben und fanatischem Enthusiasmus Raimunds, die Thatsache festgestellt: er war ein schleichender Schurke, ein gewissenloser Betrüger, und Religion und Glauben, für die er zu wirken vorgab, existierten nicht für ihn. Er gehört zu der Gattung gefährlichster Verbrecher aller Zeiten, welche, über die Gebundenheit ihrer Mitmenschen sich freilich nur vermeintlich erhebend, den Aufschwung der Geister, der diese zum Himmel, zum Idealen trägt, einzig für ihren persönlichen oder Klassenvorteil, für die eigene Machtstellung jedenfalls, ausnutzen und in niederen wie in führenden Stellungen der Gesittung der Menschheit und ihrem Aufstreben zur Klarheit verderblicher sind, als die schädlichsten Einflüsse anderer Art. Das Gift der Lüge, welches Raimund im verborgenen der Mit- und Nachwelt beizubringen verstanden, hat den Blick der Forschung durch acht Jahrhunderte, bis auf den heutigen Tag, getrübt und verhindert, ihn und seine Zeit in richtigem Lichte zu sehen.

III.

Raimund der Mensch ist für uns abgethan. Von subjektiver Glaubwürdigkeit kann bei dem Manne hinfort keine Rede sein, der weder Ehre noch Gewissen, weder Treue noch Hingebung kannte, für den es nur das Machtstreben seiner Klasse, nur persönliche Zwecke gab, welche mit diesen Gefühlen nichts zu thun hatten, und bei dem in einer für seine Zeit ganz unerhörten Weise das Element des Glaubens wegfiel, welches für die Mängel seines Charakters Ersatz zu schaffen vermocht oder doch Gewissensbedenken geweckt hätte, von denen er sich frei zeigt. So haben wir gerade das Gegenteil dessen, was bisher an ihm, wenn nicht gerade gerühmt, so doch angestaunt worden ist, bei ihm gefunden; statt wilden Wunderglaubens kaltblütigste und frivolste Ausnützung der frommen Irrtümer anderer, statt enthusiastischer Ergriffenheit Verhöhnung aller Religion durch die Art, wie er mit ihr spielte, endlich statt aufrichtiger Ursprünglichkeit berechnende Hinterlist. Dem Manne, welcher mit einer verabscheuenswürdigen Geistesfreiheit seine Seligkeit verschwört, um seinen Lügenbericht glaubhafter zu machen, ist selbstverständlich keinen Schritt weit zu trauen, solange sein Interesse in irgend einer Weise ins Spiel kommen könnte. Anders aber steht es mit seiner objektiven Glaubwürdigkeit in Bezug auf solche Thatsachen, wo das ausgeschlossen ist. Dieselben Eigenschaften, die es ihm möglich machten, sich über alle Gefühle zu erheben, welche seine Zeit bewegten, seine Unzugänglichkeit für frommen Glauben zugleich und für phantasievoll erregte Auffassung der Ereignisse, für schwärmende Hingebung und blindes Vertrauen machen ihn, den schnöden Realisten, der jede idealere Regung im stillen als Beschränktheit verachtet haben wird, da zu einem

KÖNIGL. LIBRARY

vorzüglichen Berichterstatter, wo es galt, die Dinge einfach aufzunehmen und mitzuteilen, wie sie waren — immer vorausgesetzt, dass keine der Absichten mitwirkte, welche für einen grossen Teil seines Buches die Lüge von vornherein zum Hauptzweck seiner Aufzeichnung machten. Wer so gut Bescheid wusste im Inszenieren von Wundern, für den existierte natürlich dergleichen nicht ausserhalb des Kreises seiner Beauftragten, und wer die Mysterien der Religion mit so voraussetzungsloser Klarheit anschaute, um sich ihrer nach Belieben für seine Zwecke zu bedienen, für den gab es auch die Phantastik nicht, welche anderen die von ihnen geschauten Bilder mit bunten Farben schmückte und verklärte, wie sie ihnen freilich nicht zukamen. Ein solcher Charakter sah die Ereignisse, die er nicht anders sehen oder doch darstellen wollte, mit klarem, scharfem Auge in kühler Leidenschaftslosigkeit an, unbeirrt durch Stimmungen, welche selbst so verständigen Berichterstattern wie dem Autor der Gesta bisweilen den Blick trüben und die Ruhe der Betrachtung stören.*) Und da er, seine

*) Daher ist Raimund in der That von der Liedereinwirkung zwar „nicht ganz frei“ (Kugler S. 421), aber freier als alle übrigen uns im Original vorliegenden Chronisten. Wir berührten bereits, wo wir von den echten Wundern Raimunds handelten, die vorhandenen Beziehungen und erkannten das vorsichtige Verhalten des Autors gegenüber jener ganzen Tradition. Umgekehrt ist natürlich von seinen Visionen, wie sie dem Volke verkündet wurden, etwas in die Lieder übergegangen. Im übrigen sind uns aber nur noch wenige Stellen aufgestossen, die hierher gezogen werden können, darunter die schon von Kugler S. 151 besprochene von der Unterhaltung Kerbogas mit Mirdalin beim Schachspiel, während des Ausmarsches der Christen aus der Stadt (S. 260 B ff.), und eine frühere (S. 240 C), wo erzählt wird, dass die Türken nach dem Siege über Peter den Eremiten die gewonnenen Waffen nebst einigen Gefangenen weit im Orient umhergeschickt hätten, um darzuthun, *nihil valere Francos in bello.* Dasselbe nicht sehr echt aussehende Motiv hat die *Chanson d'Antioche* an späterer Stelle (als Kerboga sich Antiochien nähert), breit ausgestaltet (VII, 6 u. 7); der bei Raimund nur angedeutete Brief, welcher die illustrierende Waffensendung begleitet, wird uns hier in dem von Kerbogas Kanzler niedergeschriebenen Wortlaut mitgeteilt. — Ausser diesen Stellen ist hier nur noch zu notieren, was weiter unten über die Schlacht am See und über die am Brückthor bemerkt werden wird. (S. 121 und 125.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

eigentliche Absicht zu verhüllen, nun doch einmal genötigt war, eine Geschichte des ganzen Kreuzzuges zu geben, so bleibt in den räumlich überwiegenden Teilen der Erzählung, wo die Frage nach der subjektiven *fides* des Autors wegfällt, Raimunds Buch eine vorzügliche Quelle für das Wesentliche der Dinge, und nimmt oftmals geradezu den ersten Platz, vor allen andern, ein.

Gern hätten wir nun schon diesmal die Einzelheiten seines Berichts, wenn auch nur in kursorischer Besprechung, einer genaueren Prüfung im Vergleich mit den anderen Quellen unterzogen. Aber obwohl das Material dazu uns abgeschlossen vorliegt, sind wir doch, wie bereits gesagt wurde, für den Augenblick nur die wenigen Hauptfragen zusammenfassend zu behandeln imstande, welche wegen ihrer Tragweite unser Interesse in höherem Masse in Anspruch nehmen, als die genaue Ermittelung von Einzelthatsachen.

Worum es uns da hauptsächlich zu thun ist, haben wir bereits ausgeführt. Wir wiesen darauf hin, wie das bisherige Urteil über Raimund von Aguilers nach einer zweiten Richtung hin in der Betonung seiner gänzlichen Unabhängigkeit von allen anderen Quellen gipfelte, und teilten die Worte Sybels mit, welche diese Unabhängigkeit, zumal von den *Gesta Francorum*, nachdrücklich statuieren, „so sehr man sich auch zu dem Glauben geneigt fühlt, Raimund habe, etwa die Gesten vor sich, nur zu deren Ergänzung geschrieben“. Das in diesem Satz enthaltene Zugeständnis hat es denn doch bewirkt, dass das Urteil Sybels in diesem Punkte nicht ganz so unverbrüchliche Geltung gefunden hat, wie in Bezug auf die Wahrheitsliebe und den Wunderenthusiasmus Raimunds. Wie schon vor Jahrhunderten Barth gemeint hat (a. a. O. S. 235): „*primi auctoris ipsa verba saepissime ponit Raimundus*“, so ist auch wieder neuerdings die Ketzerei gewagt worden, eine Abhängigkeit Raimunds von den Gesten an der Hand wörtlicher Uebereinstimmungen nachzuweisen. Indessen Hagenmeyer hat in der Zusammenstellung (S. 50 bis 57 seiner Gestenausgabe), durch welche er diese Abhängigkeit darzuthun sucht, eine wenig glückliche

Hand gehabt. Die Übereinstimmung einzelner Worte sowie Wort- und Satzfolgen, die er oftmals selbst da noch zu entdecken glaubt, wo ihm schwerlich jemand anders nachzufolgen imstande sein dürfte, beweist so gut wie nichts. Denn in fast sämtlichen der angeführten Gleichungen handelt es sich im besten Fall um Anklänge, welche sich bei dem beschränkten Sprachschatze mittelalterlicher Chronisten gewöhnlichen Schlages von selbst verstehen, sobald eine gedrängte Wiedergabe der gleichen Thatsache in schlichten Worten in Frage kommt. Unter den etwa 30 von Hagenmeyer verglichenen Stellen zeigen nach einer sorgfältigen von uns angestellten Prüfung nur zwei in der Ausdrucksweise beider Autoren so auffällige Berührungen, dass dieselben nicht dem Zufall zugeschrieben werden können. Einmal gehört hierher der Schluss eines Abschnittes in den *Gesta* nach dem Siege über Kerboga (IV, 40, S. 152), wo sich die an solchen Absätzen dort übliche Benediktion mit dem stereotypen Schluss „*in sempiterna saecula* (oder *in saecula saeculorum*) *Amen*“, nebst dem vorangehenden chronologischen Passus, bei Raimund (S. 261 G) an entsprechender Stelle in auffälliger Weise wiederholt findet (Hagenmeyer S. 54); sodann die Ausführung über die sarazenischen Hinterhalte vor Jerusalem, welchen viele wasserholende Pilger zum Opfer fielen (Hagenmeyer S. 56), wo gleichfalls die Ausdrucksweise der Gesta (IV, 49, S. 160) mit der Raimunds (S. 294 D) mehr als zufällig übereinzustimmen scheint. Alle übrigen Zusammenstellungen Hagenmeyers dagegen sind, wie wir glauben, nicht ausreichend, um Beziehungen zwischen beiden Schriften darzuthun — solange nicht umgekehrt diese vorher in zwingenderer Weise und durch gewichtigere Argumente anderer Art nachgewiesen sind; erst dann möchten vielleicht einige jener Gleichungen im Gefolge solcher Argumente aufrecht zu erhalten sein. Um aber dahin zu gelangen, würde über blosse Wortanklänge hinaus, die eben an allen übrigen von Hagenmeyer angeführten Stellen rein zufällige (oder aber notwendige) sein können, eine evidente Übereinstimmung im Sinn und in der Gedankenfolg der Darstellung nötig sein, eine solche jedenfalls, welche inner-

liche Beziehungen indiziert, und darauf hat sich, meinen wir, jede Untersuchung dieses Gegenstandes in erster Linie zu richten. Nach dieser Seite findet sich eine einzige Konkordanz bei Hagenmeyer, die der Beachtung wert erscheint. Es ist die S. 52 (und zwar bezeichnenderweise gerade nicht im Wortlaut) gegebene zwischen Gesta IV, 21, S. 139 und Raimund S. 249 F—H. Die Gesten haben hier einen sehr klaren und anschaulichen Bericht, wie die Türken ihre in der Brückthorschlacht vor Antiochien gefallenen Genossen am nächsten Tage (*summo diluculo*, so dass sie nicht daran verhindert wurden, oder aber vielleicht doch unter dem Schutz eines Waffenstillstandes?) begraben, und wie, sofort nachdem sich jene in die Stadt zurückgezogen haben, die Habgier der Kreuzfahrer die Toten aus den frischen Gräbern herauswühlt, um sich der beigegebenen Waffen und Kostbarkeiten zu bemächtigen. Bei Raimund dagegen erscheinen diese Dinge merkwürdig verzerrt. Er lässt bereits am Tage nach der Schlacht den Bau des Brückenkastells beginnen (*tertia die* die Gesten!) und erzählt, bei dieser Gelegenheit seien einige türkische Leichname aufgegraben worden, durch deren Ausstattung die *pauperes* angelockt, nunmehr alle übrigen Gräber geöffnet hätten. Er verschweigt aber oder vergass vielmehr mitzuteilen, dass die Gefallenen überhaupt an Ort und Stelle feierlich beerdigt worden sind, so dass wir ohne die Gesten, welche von dem Ausmarsch der Besatzung eigens zu diesem Zwecke Meldung thun, ganz im unklaren darüber sein würden, wie es möglich war, dass die Leichen in festen, mit *monumenta* versehenen Gräbern auf dem mohammedanischen Friedhofe auf der Anhöhe vor dem Brückthor (*erat enim mons ille in sepulturam Sarracenorum* S. 249 F) geborgen waren. Bei der sonstigen Uebereinstimmung beider Berichte erklärt sich solche Vergesslichkeit Raimunds allerdings am leichtesten dadurch, dass man annimmt, ihm habe die Erzählung der Gesten aus vorheriger Kenntnisnahme vorgeschwebt, und gerade deshalb irritiert habe er jene Unterlassung begangen. Etwas derartiges ist leicht möglich, wenn man den Bericht eines anderen wiederholt und nun, durch die Erinnerung

getäuscht, selbst schon niedergeschrieben zu haben meint, was in Wirklichkeit nur in der Vorlage sich findet, die in unwillkürlicher Verwechselung an die Stelle des eigenen Elaborats tritt. Besonders bei schwierigeren Darlegungen und bei ungeübten Stilisten kann dergleichen wohl vorkommen. So möchten wir also an der besprochnen Stelle die von Hagenmeyer vermutete Beziehung in der That annehmen.

Aber es sind, wie wir sahen, im ganzen doch nur drei, und zwar durch ihre Bedeutung kaum besonders hervorragende Stellen, wo wir Hagenmeyers Gleichungen zu billigen imstande sind; in allen übrigen Fällen ist die Übereinstimmung von so äusserlicher Art, dass Beziehungen zwischen Raimund und den Gesten hier entweder einfach geleugnet werden müssen oder doch aus den verglichenen Stellen an sich keinerlei Gewissheit in dieser Richtung zu gewinnen ist. Es bedürfte, um auch solch unsichere Gleichungen heranziehen zu können, wie schon bemerkt, des vorgängigen Nachweises intimerer Beziehungen zwischen den beiden Werken, und da dieser Hagenmeyer nicht gelungen ist, so würden unserem Urteil nach auch die wenigen Stellen, wo wir uns ihm anzuschliessen vermochten, nicht ausreichen, um die Abhängigkeit des einen Autors vom anderen zu begründen. Und doch ist Hagenmeyer auf dem richtigen Wege gewesen, auf demselben, auf welchem sich auch schon Sybel befand, als er zugab (S. 18), man könnte sich zu dem Glauben geneigt fühlen, „Raimund habe, etwa die Gesten vor sich, nur zu deren Ergänzung geschrieben“, und an anderer Stelle (S. 21, Anm. 3) meinte: „Es ist, als vermeide er (Raimund), dieselben Ereignisse (wie die Gesten) zu berichten.“ Wäre Sybel gerade dieser letzteren Spur weiter nachgegangen, in der Richtung des oben von uns ausgeführten *argumentum a silentio* infolge einer unwillkürlichen Vermischung des eigenen und des fremden Berichtes, — hätte er sein richtiges Urteil nicht einem anderen untergeordnet, das, wie wir gerade hier deutlich zu sehen glauben, ursprünglich nicht von ihm selbst ausgegangen ist, so wäre eine unsere Erkenntnis bereichernde Entdeckung viel früher gemacht worden. Sie lag in der Luft;

Hagenmeyers tastende und nur, weil er die Mittel nicht fand, den zum Ziele führenden Weg auch in der That erfolgreich zu beschreiten, ergebnislos gebliebene Versuche beweisen es, aber liefern, nebst jenen Worten Sybels, immerhin durch ihre Tendenz auf das Richtige eine erwünschte Unterlage für das, was wir im folgenden auszuführen haben. Die Wahrheit ist eben nur eine; daher musste auch ein unvollkommenes Streben zu ihr hin wenigstens die Richtung einhalten.

Bevor wir weitergehen, müssen wir uns jedoch eins klar machen: wir haben kein Mittel, um die Abfassungszeiten von Raimunds *Historia* und den *Gesta* des Anonymus *a limine* zu einander in Relation zu setzen; eine zeitliche Priorität des einen oder anderen Buches ist von vornherein in keiner Weise gegeben, und nur die Wertschätzung, die seit Sybel den Gesten zuteil geworden ist, hat, ohne innere Begründung selbst in dieser Wertschätzung, die bisherigen Versuche nach der Seite gelenkt, dass, wenn einmal doch Beziehungen vorhanden sein sollten, diese sich in einer Abhängigkeit Raimunds von den Gesten zeigen müssten. Das umgekehrte Verhältnis ist an sich ebenso denkbar, um so mehr, als es längst feststeht, dass diese „Tagebuchblätter“ nicht in einem Gusse niedergeschrieben worden sind, sondern in Bruchstücken. Gerade für die *Gesta* sind die Bruchstücke von zeitlich verschiedener Entstehung durch den schon erwähnten stereotypen Schluss: „*in saecula saeculorum* (oder ähnlich) *Amen*“ leicht erkennbar und auseinanderzuhalten, wie denn auch Tudebod diese vermutlich ursprüngliche Einteilung in seinen „*Themata*“ bewahrt hat. Bei Raimund ist es nicht so leicht, sein Buch in bestimmte Teile verschiedener Abfassungszeit zu zerlegen. Immerhin haben wir eine Stelle bereits hervorgehoben, wo der Autor sichtlich einen Absatz im Schreiben gemacht hat, und zwar in einer den Ereignissen fast gleichzeitigen Aufzeichnung (S. 284 E). Wenn wir kurz vorher, gleichfalls beim Gottesgericht vor Arka (S. 283 G), eine Bezugnahme auf viel spätere Dinge finden (— das Zurückbleiben von Pilgern in Jerusalem nach dem Ende des Kreuzzuges —), ebenso schon

S. 277 E, in der Besprechung von Vorgängen während derselben Belagerung, eine Erwähnung der Schlacht bei Askalon, so beweist das eben, dass bei Raimund ein Ineinanderarbeiten von Aufzeichnungen verschiedenen Datums stattgefunden hat, eine Gesamtredaktion, welche die Zerlegung seines Buches in einzelne Abschnitte mit relativer Datierung schwer, wenn nicht unmöglich macht. Wir beschränken uns daher auch für jetzt darauf, die Punkte, welche für spätere Versuche in dieser Richtung von Wert sein könnten, einfach zu notieren, und wiederholen nur, dass wir keine Berechtigung haben, das ganze Raimundsche Buch zeitlich den Gesten kurzweg nachzusetzen, ebenso wenig freilich auch zu dem umgekehrten Verfahren. Dagegen wirkt die Erkenntnis von der abschnittweise erfolgten Abfassung unserer Chroniken insofern fördernd, als sie gestattet, die Möglichkeit zu statuieren, dass das zeitliche Verhältnis entsprechender Abschnitte bei den verschiedenen Autoren nicht immer das gleiche zu sein braucht. Es kann sehr wohl einmal für die Aufzeichnung einer Ereignisgruppe der Gestenschreiber, ein anderes Mal für die einer anderen Raimund die Priorität haben. Das bedürfte natürlich von Fall zu Fall des Beweises; aber dass der Anonymus immer vorangehen müsse, ist ein Vorurteil, welches nur durch ein — Vorurteil begründet ist.

Unsere Untersuchung hat sich, als dem Ausgange alles weiteren, vornehmlich dem einen Passus zuzuwenden, welchen hinsichtlich seiner Übereinstimmung zwischen Raimund und den Gesten auch Sybel bereits eingehend besprochen hat. Wir haben denselben bisher nicht erwähnt, weil die absichtliche Entlehnung in diesem einzigen Falle gänzlich ausser Frage steht. Es handelt sich um die Stelle, wo von Graf Raimunds hartnäckiger Weigerung die Rede ist, Kaiser Alexius den Lehnseid zu leisten, bis er sich schliesslich, aus Mangel an Unterstützung seitens der übrigen Fürsten, und bei Boemunds

direkt feindseliger Haltung, gezwungen sah, wenigstens zu geloben, nichts gegen Leben und Ehre des Kaisers unternehmen zu wollen. Hier stimmt nun in der That der Wortlaut bei Raimund, S. 238 G — H, von *Mandat et remandat Alexius* bis *respondit non se pro capitis sui periculo id facturum*, mit den entsprechenden Sätzen der Gesten II, 2, S. 126, von *Mandavit itaque imperator* bis *non se pro capitis periculo id facturum respondit*, wie schon aus diesem kurzen Citat zu entnehmen, derartig wörtlich überein, dass von einer blossen Reminiszenz, wie sie vielleicht an den andern bisher besprochenen Stellen allein vorliegt, keine Rede sein kann, und eine unmittelbare Entlehnung konstatiert werden muss, die in irgend einer zunächst nicht ersichtlichen Absicht, unter ganz unbedeutenden Veränderungen, vorgenommen worden ist. Als den entlehnenden Teil bezeichnet Sybel von vornherein Raimund, jedoch nicht ohne seine Ansicht mit Gründen zu stützen. Er meinte nämlich (S. 18 ff.), der herausgehobene Abschnitt bei Raimund enthalte einfach die Wiederholung von Thatsachen, die der Autor schon vorher, S. 238 C ff., von *postulat imperator* an, berichtet habe. Die Entlehnung aus den Gesten und mit ihr die Dublette erkläre sich dadurch, dass Raimund, der nur mit Widerwillen von diesen Dingen berichtete, das schliessliche Resultat der Verhandlungen, das Gelöbnis des Grafen, zu erwähnen vergessen gehabt habe. Diese später bemerkte Lücke auszufüllen, habe dann vielleicht schon der Autor selbst eine Interpolation in seinem ursprünglichen Texte vorgenommen, indem er denselben durch das Bruchstück aus den Gesten ergänzte; nur sei der dorther genommene Ausschnitt zu gross geraten, und somit erkläre sich der Umstand, dass in Raimunds uns jetzt vorliegendem Texte dieselben Dinge zweimal, nur von etwas verschiedenen Standpunkten aus, berichtet würden. Wir vermögen uns indes der Sybelschen Ausführung auf S. 20, welche die Begründung dieser Annahme einer Dublette bei Raimund giebt, nicht anzuschliessen. Es ist hier, um Klarheit zu gewinnen, nötig, des letzteren Erzählung zunächst für sich zu prüfen, um sie nicht von Anfang an von dem Standpunkt

einer anderen Quelle aus anzuschauen, wie Sybel das gethan hat. Gehen wir unbefangen vor, so enthält der in Rede stehende Passus nichts, was als Wiederholung erscheinen und befremden könnte.

Während der Verhandlungen über das *hominium*, in denen er sich ablehnend verhält, zumal da der Kaiser die Bedingung, den Zug mitzumachen, seinerseits zurückweist,*) erfährt Graf Raimund von dem in seiner Abwesenheit auf sein Heer gemachten Angriff. Er beschwert sich darüber bei Alexius, welcher anfänglich jede Verantwortung ablehnt, sich aber schliesslich doch dazu bequemt, dem Grafen bis zu einem gerichtlichen Verfahren Boemund**) als Geisel zu geben. Jedoch

---

*) Die rätselhafte und bisher, soweit wir wissen, dunkel gebliebene Erwähnung der *Alemanni* an dieser Stelle, deren drohende Einfälle, mit denen der *Ungari* und *Comani*, Alexius vorschützt, um sich der Teilnahme am Kreuzzuge zu entziehen — die Uebersetzung „die Deutschen“ (Hagenm. S. 173, n. 22!) ist doch wohl ausgeschlossen — vermögen auch wir nicht mit Sicherheit und erschöpfend zu erklären. Aber auf die richtige Spur wenigstens dürfte der Name der *Νέμιτζοι* leiten, einer barbarischen Völkerschaft, welche wie so viele andere im Solde der Rhomäer stehend, diesen ihre Schlachten schlagen half. (Vgl. *Anna Komnena* p. 62. ed. Par. sowie Wilken I 106 und Hagenmeyer S. 143 n. 37.) Der Name dieses Volkes, von dem natürlich nur ein Teil den Griechen dienstbar gewesen sein dürfte, ist demjenigen identisch, welchen alle Slaven kollektiv ihren germanischen Nachbarn beilegen, so dass sich eine Übersetzung von *Νέμιτζοι* durch *Alemanni* leicht erklärt. Nichtsdestoweniger ist sie irrig, denn natürlich kann es sich nur um irgend eine nichts weniger als deutsche Horde handeln, welche den Namen von slavischen Nachbarn gleichfalls erhielt, weil derselbe seiner Wortbedeutung nach an sich nicht die Deutschen, sondern einfach die „Stummen“ (Unverständlichen) bezeichnet, also auch auf jedes andere stammfremde Volk bezogen werden kann, in ähnlicher Weise, wie das deutsche „wälsch“ und verwandte Worte ja auch ursprünglich keine bestimmte Nation meinen, aber doch zur Bezeichnung einiger mit Vorliebe gebraucht worden sind.

**) Hier möchte ich, da der Kaiser doch wohl kaum in dieser Weise über Boemund verfügen konnte, mit Wilken I, 133 eine Verschreibung annehmen, die sich freilich in allen Handschriften zu finden scheint.

in diesem Verfahren entzieht der Schiedsspruch der Fürsten St. Gilles seine Geisel alsbald wieder. Jetzt aber kommt sein Heer; der dadurch besorgt gemachte Kaiser begehrt immer dringender die Eidesleistung *(mandat et remandat);* Raimund seinerseits denkt die Ankunft seiner Kriegsmacht zu benutzen, um an Alexius wegen der ihm zugefügten Unbill Rache zu nehmen, wird aber durch das Zureden der andern Fürsten und zumal durch Boemunds energische Parteinahme für den Kaiser daran verhindert. So entschliesst er sich denn zur Annahme eines Kompromisses und legt jenes Gelöbnis ab, dem er nachher, im eigenen Interesse freilich, so viel treuer gewesen ist, als seine Genossen ihrem Lehnseid. — In diesem ganzen Zusammenhange vermag ich keine Wiederholung, nichts, was wie eine Dublette aussähe, zu entdecken. Auch Sybel kann das im Grunde nicht und ist genötigt, um seine Ansicht dennoch plausibel zu machen, (auf S. 19) Dinge zusammenzubringen, die nichts miteinander zu thun haben; so wird beispielsweise Boemunds Eintreten für den Kaiser neben den Bericht gestellt, dass er Raimund als Geisel übergeben und ihm dann wieder entzogen worden sei; wiederholt ist hier jedoch in Wirklichkeit nichts als der Name. — Der wahre Grund zu Sybels Annahme liegt denn auch nicht in der Erzählung Raimunds von Aguilers selbst, sondern in anderen Erwägungen. Wenn nämlich die Raimundsche Stelle als ein fortlaufendes Ganzes betrachtet wird, so stellt sich das Gerippe der Ereignisse folgendermassen dar: Graf Raimund kommt allein nach Konstantinopel, wo er Boemund, Robert von Flandern, Gottfried, Hugo bereits vorfindet. In seiner Abwesenheit wird sein Heer überfallen; es trifft aber noch während der Verhandlungen über den Lehnseid in Konstantinopel ein. — Jedoch erst nachdem in der Folge Raimund dem Kaiser sein Gelöbnis abgelegt, näherte sich nach den Gesta (II, 2 u. 3, S. 126) das normannische Heer der Hauptstadt. Hält man somit Raimund und die Gesten zusammen, so wären — abgesehen von ihren Herrschern — zuerst die Provenzalen, dann die Normannen vor Byzanz angelangt. Dem widersprechen

aber die Gesten für sich, welche a. a. O. ausdrücklich berichten, dass zuerst die Normannen eingetroffen und alsbald unter der Führung Tankreds, der dem Lehnseide entgehen wollte, zum grössten Teile (anders Sybel S. 276!) über die Meerenge gesetzt seien, und erst bald danach das Heer des Grafen von Toulouse Konstantinopel erreicht habe. Das ist dann freilich ein Widerspruch, bei dem nur einer von beiden Recht behalten kann, und Sybel entschied die Streitfrage zu Ungunsten des jetzigen Raimundschen Textes, durch jene Annahme eines ungeschickten, weil aus der Vorlage zu breit ausgeschnittenen Einschiebsels in den ursprünglichen Wortlaut. Nachdem wir jedoch gesehen, dass der Zusammenhang bei Raimund an und für sich genommen eine derartige Einschiebung nicht anzunehmen nötigt, ja sie unwahrscheinlich macht, müssen wir die Frage aufwerfen, ob nicht gerade so gut auch die Gesten im Unrecht sein könnten, und das provenzalische Heer in der That früher in Konstantinopel angelangt sein möchte, als die Normannen. In seinem vorurteilsvollen Bestreben, das Gegenteil zu erweisen, ist Sybel aber ein verhängnisvoller Irrtum passiert, einer von denjenigen, welche man nach 40 Jahren nicht hätte wiederzufinden erwarten brauchen; wird dieser Irrtum beseitigt, so spricht die angezogene Stelle gerade für die von ihm bekämpfte Auffassung. Er sagt S. 20: „Das lothringische Heer stand schon in Kleinasien, das normannische noch bei Russa (vgl. Gesta II, 1, 125), einige Tagemärsche von Konstantinopel entfernt. Raimund war noch weiter rückwärts, auf dem Marsche durch Macedonien; er verliess sein Heer bei Rodosto (vgl. Raimund S. 237 D) und kam noch vor dem Eintreffen der normannischen Scharen in Konstantinopel an.“ — Nun erreicht aber, wie nicht nur aus Raimund v. Ag. S. 237 C, sondern auch aus jedem Atlas zu entnehmen ist, der von Westen sich Nähernde zuerst Russa (Keschan) und dann Rodosto, das ganz und gar nicht, wie man aus Sybels Worten fast schliessen möchte, in Macedonien liegt. Würde also die gegenseitige Stellung beider Heere durch die Orte bezeichnet, von welchen aus ihre Führer nach der Haupt

stadt vorauseilten, so waren die Provenzalen, nicht die Normannen voran. Die hier gemachte Voraussetzung trifft nun zwar an sich nicht ohne weiteres zu; denn von Russa aus hätten die Normannen immerhin auch schon über Rodosto hinaus gelangt sein können, ehe Graf Raimund mit seinem Heer am letzteren Orte eintraf. Auch ist kein Zweifel, dass Boemund für seine Person früher in Konstantinopel war, als Raimund. Aber der entscheidende Punkt ist, dass die Normannen von Russa aus nach Boemunds Entfernung nicht in der Richtung auf Konstantinopel weitermarschiert, sondern zunächst dort stehen geblieben waren, dann aber unter Tankreds Führung eine Seitenschwenkung, vom Wege ab, und wohl eher in entgegengesetzter Richtung, gemacht hatten, um in einem fruchtbaren Thale*) bessere Verpflegung zu finden; hier wurde Ostern gefeiert (Gesta II, 1, 125) und vermutlich das Eintreffen der Marschordre Boemunds abgewartet, bis man den Zug fortsetzte. Es ist also wohl denkbar, ja wahrscheinlich, dass die Provenzalen auf der Heerstrasse an jenen vorbeizogen, ohne es zu wissen, oder doch, ohne dass ihr Geschichtschreiber den Umstand der Erwähnung für wert hielt. Danach wären also die Provenzalen in der That vor den Normannen in Konstantinopel gewesen. — Diese unsere Meinung von der Sache muss freilich die Gesten eines offenbaren Fehlers zeihen; indessen derselbe erscheint nicht zu schlimm, wenn man erwägt, dass der normannische Autor des Buches jedenfalls zu

---

*) Vermutlich der reichen Alluvialebene (Kiepert A. Geogr. S. 323) zwischen Maritza und Ergene. Den Ort der Abschwenkung von der Hauptstrasse könnte, wenn man eine kurze Rückwärtsbewegung des Heeres vorausgehen lassen will, vielleicht Kypsela (Chympsalum, Ipsala) bezeichnen, von wo aus Radulf (c. 10, S. 612) Boemund voraus eilen lässt. Eine Verwechselung in Tankreds Erinnerung wäre leicht denkbar. Die Gesten geben, wie gesagt, Rusa, heute Keschan, das alte Syracellä zwischen Ipsala und Malgara, als den Ort von Boemunds Abreise, Anna Komnena (*Rec. Hist. grecs* I. 2, S. 30) das Konstantinopel noch näher gelegene Apri, Apros oder Aspros (Ainadschik) zwischen Malgara und Rodosto; doch wird nicht aus ihr, sondern aus den mit Radulf kombinierten Gesten die Wahrheit zu entnehmen sein.

der Mehrzahl seiner Landsleute gehört hat, welche mit Tankred heimlich über den Bosporus setzten, vermutlich ohne die Stadt selbst überhaupt zu passieren. Auf diese Weise wird die Anwesenheit der Provenzalen nicht zu seiner Kenntnis gelangt und er erst infolge ihres verspäteten Eintreffens vor Nicaea zu dem — irrigen — Schlusse geführt worden sein, dass sie auch Konstantinopel später erreicht hätten. —

Gegen unsere Ansicht könnten auch die Worte Alberts von Aachen angeführt werden, II, 20, D (S. 313), wo den bereits in Asien versammelten Fürsten Graf Raimund melden lässt, *quomodo et ipse in civitatem Constantinopolim ingressus cum Imperatore foedus percussisset,* und bittet, auf ihn zu warten. Aber der Inhalt dieser Worte darf, wie wir glauben, nicht allzu sehr gepresst werden, denn er ist schon insofern ungenau, als der Abschluss des *foedus*, bei dem sie selber mitgewirkt hatten, den Fürsten ja wohl bekannt war; der Lothringer hat sonach seine richtige Mitteilung über die dringende Aufforderung Raimunds, auf ihn, den Zurückgebliebenen, doch auch noch zu warten, in der Manier, die seiner bekannten Schwäche in Bezug auf Chronologie entspricht, mit der Ungenauigkeit kontaminiert, als ob der Bündnisabschluss, d. h. das Gelöbnis des Grafen, den anderen Fürsten vor Nicaea noch etwas Neues gewesen wäre. Der Chronist hatte aber von Raimund überhaupt noch nicht gesprochen; so holte er an dieser Stelle nach, was zu sagen war, versah es jedoch darin, dass er in stilistischem Ungeschick die nachzutragende Bemerkung dem Inhalt jener Botschaft einfügte. Ebenso aber, wie es falsch wäre, aus einer lediglich grammatisch unrichtigen Subjunktion*) die Thatsache zu entnehmen, dass Raimund

*) Alles wäre in Ordnung, wenn geschrieben stände: *Et ecce legatio Reimundi comitis S. Aegidii affuit, qui et ipse in civitatem Constantinopolim ingressus cum Imperatore foedus percusserat, rogans ... quatenus eum ... praestolari vellent.* Diese Fassung hätte einen Irrtum über die Ablegung des Eides durch Raimund und in Abwesenheit der andern Fürsten ebenso vermieden, wie sie es unstatthaft machen würde, eine spätere Ankunft der Provenzalen aus ihrem Wortlaute herauszulesen.

seinen Eid erst nach der Abreise der übrigen Fürsten geleistet hätte, ist es auch unzulässig, aus denselben Worten eine spätere Ankunft der Provenzalen zu erschliessen.

Bleibt indessen Albert von Aachen für die Streitfrage immerhin neutral, da wir nur sein Zeugnis *contra* beseitigen, nicht aber aus ihm ein solches *pro* entnehmen können, so erhalten wir für unsere Auffassung eine gewichtige Stütze da, wo man eine solche nicht zu finden gewohnt ist, nämlich bei Tudebod. Dieser, der Abschreiber der Gesten, hat letzteres Buch bekanntlich hier und da aus Eigenem, dann aber auch aus andern Quellen ergänzt und hat namentlich für den in den Gesten nicht behandelten Zug der Provenzalen von Slavonien bis nach Konstantinopel Raimunds Bericht in voller Ausführlichkeit in seine Arbeit herübergenommen. (S. 18 ff.) Eine Anzahl grober Missverständnisse und Unrichtigkeiten sind ihm bei dem Bestreben, die Entlehnung durch Änderung des Wortlautes zu verwischen, untergelaufen; sie sind um so deutlichere Beweise der Thatsache selbst. Für die Verhandlungen in Byzanz nun hatte Tudebod, wie immer, die Gesten, diesmal etwas verkürzt, wiedergegeben (II, 2, S. 18) und erst, als dort von den Provenzalen zu sprechen war, deren bisherige Schicksale aus Raimund von Aguilers entnommen. Er kehrte aber sofort zu seiner Hauptvorlage zurück, als er, zu den Verhandlungen zwischen Graf Raimund und dem Kaiser gelangt, deren Resultat auch in den Gesten angegeben fand. Denn man muss blind sein, um nicht zu sehen, dass der Raimund und den Gesten gemeinsame Passus bei Tudebod in der Form der letzteren mitgeteilt ist (II, c. 7 u. 8, S. 21 u. 22, *mandavit* — nicht *mandat et remandat!* — bis *id facturum.**) Der

---

*) „Es ist sonderbar“, dass Sybel auch hier (S. 21, Anm. 4) wieder das Richtige gesehen und es trotzdem zurückgewiesen hat. Wenn, wie er selbst hervorhebt, der Text bei Tudebod mehr dem der Gesten, als dem Raimundschen gleicht, so muss er eben den Gesten entnommen sein. Die Entlehnung Raimunds, die gegen die bessere Einsicht trotzdem statuiert wird — nirgends mehr als hier erkennt man eine ursprüngliche Beeinflussung des Vfs. von aussen her — soll durch die

Autor ist so ungeschickt in der Einfügung solcher Einschiebsel, dass er, nachdem er ein grösseres Stück, II, c. 3—7, Zeile 13, einer anderen Quelle, eben Raimund, entnommen hatte, sich in seine alte Vorlage nicht gleich wieder hineinfand und, sobald er den Ausgang der provenzalischen Unterhandlungen nach der letzteren gegeben hatte und vor den Worten: *tunc gens Boamundi appropinquavit Constantinopolim* angelangt war, nochmals auf die früher abgeschlossenen und berichteten normannischen Verhandlungen zurückkam, die auf solche Weise bei ihm zweimal, cap. 2 und 8, erscheinen. Er hat somit ein Versehen der Art begangen, wie es Sybel Raimund imputiert; gerade in der besten Handschrift ist ein Versuch gemacht worden (vgl. den Apparat im Recueil, S. 18 n. 22), das Versehen durch Ausstossung der Dublette wieder gut zu machen. Trotz des gezeigten Ungeschicks aber ist für uns die Folge der Ereignisse massgebend, welche der Tudebodsche Kontext als Ganzes genommen giebt: erst, gegen Ende des grossen Stücks aus Raimund, in Kap. 7 (S. 21) die Ankunft des provenzalischen Heeres, dann, in dem wiederaufgenommenen Bericht der Gesta, cap. 9 (S. 22) die der Normannen. Wir sind nämlich sicher, dass, was immer hier auch auf Rechnung der ungeschickt eingefügten Interpolation geschoben werden könnte, Tudebod doch das chronologische Moment bei dem Ineinanderarbeiten seiner beiden Vorlagen wohl beachtet hat. Nicht etwa nur infolge einer unpassenden Anordnung, eines nachlässigen Übersehens erscheinen, gemäss der Stellung des Raimund entnommenen Stückes, die Provenzalen zuerst. Denn als Tudebod zu den Gesta zurückgekehrt war und nach ihnen (S. 126 cap. 3 im Anfang) in seinem 9. Kapitel von der Ankunft des Normannenheeres berichtete, hat er die an jener Stelle in den Gesten angeschlossene Mitteilung über die bald

---

gleich darauf folgenden Worte bewiesen werden. Ich kann solche Worte (es sollen doch Raimundsche sein?) nicht entdecken; Tudebod ist mit unserer Stelle endgiltig zu seiner ersten Vorlage zurückgekehrt.

darauf erfolgte Annäherung der provenzalischen Armee sorgfältig ausgemerzt. Er war sich also wohl bewusst, von der letzteren schon früher gesprochen und damit eine abweichende chronologische Anordnung gegeben zu haben; und so finden wir durch das stumme, aber vollwichtige Zeugnis eines Mannes, der doch auch ein „Gleichzeitiger und Teilnehmender“ war, die Angabe der Gesten für falsch erklärt.

Wir vermögen uns indessen einen Standpunkt zu denken, der, an dem Vorurteil zu Gunsten der Gesten festhaltend, gegenüber ihrem Zeugnis unsere ganze bisherige Beweisführung immer noch anzweifeln und die Ankunft der Provenzalen in Byzanz vor den Normannen, sonach aber auch, was damit bewiesen werden würde, und worauf es uns in erster Reihe ankommt, die Einheitlichkeit des Raimundschen Berichtes über diese Ereignisse, nicht als festgestellt errachten möchte. So lange hier aber die Sicherheit fehlt, bleibt auch die Frage über die Priorität für den Raimund und den Gesten gemeinsamen Passus völlig unentschieden, und wären wir im Unrecht, so wäre eben, mit der alsdann nicht beseitigten Dublette bei Raimund, dessen Benutzung der Gesta nicht zu leugnen. Obwohl uns nun selbst unsere bisherige Beweisführung vollkommen zwingend erscheint, so suchten wir doch, um auch die letzte Unsicherheit zu bannen, nach irgend einer noch markanteren Bestätigung für unsere Ansicht, und es ist uns gelungen, gerade für die Prioritätsfrage und damit auch für alles andere eine solche zu finden. Diese Frage (und mit ihr unsere Ausführungen, nach denen die völlige Selbständigkeit Raimunds bereits angenommen werden musste) erhält nämlich glücklicherweise eine unerwartete Entscheidung durch die verglichenen Worte selbst. Beide Autoren sprechen von der beabsichtigten Rache des Grafen an dem Kaiser: *meditabatur autem assidue comes, qualiter suorum iniuriam vindicaret*, sagt Raimund (S. 238 G); *comes meditabatur, qualiter vindictam de imperatoris exercitu habere potuisset*, die Gesten (II, 2, S. 126). Nun denn: Raimund hat uns freilich davon gesprochen, uns mit vielem Unwillen erzählt, wofür der Graf Rache nehmen wollte

die Gesten aber haben von dem Überfall des Provenzalenheeres, wie überhaupt von seinem Zuge bis Konstantinopel, kein Wort, und wenn sie auf diesen Überfall nun doch mit denselben Worten, wie Raimund, Bezug nehmen, so scheint uns der Beweis mit mathematischer Sicherheit geliefert, dass sie es sind, welche diesen Passus aus Raimunds Bericht entlehnt haben. Und mit diesem Augenblick ändert sich das Bild vollkommen: von der überraschenden Beleuchtung abgesehen, welche der bisherigen Auffassung der Gesten zuteil wird, ist für die gegenwärtig behandelte Frage alles erwiesen, was zu erweisen war und freilich auch, von anderen Ausgangspunkten her, von uns im wesentlichen schon zuvor erwiesen wurde. Raimunds Erzählung ist nicht nur eine, sondern die ursprüngliche, kann also keine Dublette in sich schliessen, wie sie nur aus einer ungeschickten Entlehnung zu erklären wäre; damit ist auch die historische Gewissheit dafür gewonnen, dass die Provenzalen vor den Normannen in Konstantinopel eingetroffen sind, eine Annahme, der Tudebod in stillschweigendem Widerspruch gegen die Gesten beipflichtet, Albert nicht widerspricht. Etwaige andere Zeugnisse in entgegengesetzter Richtung würden auf Benutzung der Gesten und den Irrtum ihres Verfassers zurückzuführen sein, den wir oben zu erklären versucht haben. Das Resultat aber der provenzalisch-griechischen Verhandlungen hat der Normanne aus der ihm vorliegenden Aufzeichnung Raimunds deshalb einfach abgeschrieben, weil er selbst darüber nichts wusste und es ihm bequemer war, eine Darlegung, welche für seine stilistischen Fähigkeiten zu schwierig sein mochte, in ihrem kaum veränderten Wortlaut kurzweg herüberzunehmen. (Man achte z. B. auf die Unbeholfenheit, mit der er sich der Aufgabe entledigt, über die Unterhandlungen seines eigenen Fürsten mit dem Kaiser zu berichten.) Wem jedoch solche Auffassung von dem Autor der Gesten zu gering zu denken scheint, der kann sich auch mit der Erklärung begnügen, dass eine in dem originalen Manuskript des Büchleins sehr früh durch irgend einen äusserlichen Zufall enstandene Lücke von

fremder Hand aus Raimund ergänzt worden sei.*) Wir vermöchten jedoch für diesen Fall nicht zu erklären, weshalb man alsdann eine geringe Veränderung des Wortlautes der Vorlage für nötig gehalten haben sollte: diese Veränderung,

---

*) Freilich gäbe es auch noch eine andere Möglichkeit, welche das ganze Verhältnis verschieben würde —: Priorität Tudebods vor den Gesten .... Doch wir sind nicht gesonnen, dieser ungeheuerlichsten aller Ketzereien wegen den Scheiterhaufen zu besteigen, und wollen nur andeuten, dass die berührte Frage einer Neuuntersuchung bedarf, da sie von Gurewitsch (Forschungen Bd. 14) keineswegs so erschöpfend behandelt ist, wie Sybel annahm. Ein grosser Teil seiner von Sybel adoptierten Beweisführung beruht auf der Benutzung Raimunds durch Tudebod; die will aber, wenn Raimunds Bericht stellenweise älter ist als der der Gesta, und wenn in den letzteren gleichfalls Entlehnungen aus Raimund zu finden sind, für die Posteriorität Tudebods gegenüber den Gesten wenig besagen. Dazu folgt auch, wie wir noch sehen werden, Tudebod Raimund keineswegs so oft, wie bisher angenommen wurde. Aber auch sonst ist eine ungleich umfassendere und sorgfältigere Prüfung der Frage dringendes Bedürfnis, als sie ihr bisher zuteil geworden ist. Wir erwarten kaum, dass auch hier noch einmal Sybels Resultate umgestürzt werden könnten. Aber es ist zum mindesten erforderlich, den geschichtlichen Stoff durch beide Schriften hindurch von Anfang bis zu Ende zu vergleichen, damit der Forscher nicht nur eine allgemeine oberflächliche Gewissheit inbetreff des Quellenverhältnisses hat, sondern auch in jedem einzelnen Punkte festen Boden unter seinen Füssen fühlt. Wir sind für jetzt nicht in der Lage, die Beispiele herauszuheben, wo uns bei unserer Untersuchung der Quellen dieser für so sicher gehaltene Boden gelegentlich in ein bängliches Schwanken geraten ist; bei der auf so heiklem Gebiet erforderlichen Vorsicht würde da selbst eine Andeutung weiter ausgeführt werden müssen, als wir es augenblicklich zu thun imstande sind. Nur eine Kleinigkeit soll, eben als solche, doch nicht unerwähnt bleiben: bisher ist oft als Kennzeichen des italienischen Ursprungs des ersten Autors, und gegen die Priorität des Franzosen, u. a. der Gebrauch des Wortes *hostis* (fem.) für „Lager, Heer“ angeführt worden. Wie kommt es nun, dass Tudebod dies Wort seinerseits da gebraucht, wo er Raimund folgt (II, 7, Zeile 2, S. 21), noch dazu an einer Stelle, wie es ihm in den Gesten noch nie vorgekommen sein konnte, da es dort (vgl. Hagenmeyers *Index rerum et Glossarium*) erst viel später erscheint?

auf Grund eines gewissen *point d'honneur*, wird doch wohl kaum irgendwo anders hinreichend motiviert werden können als bei dem ursprünglichen Verfasser.

Nachdem wir in einem signifikanten Falle, im Gegensatz zu allem bisher Angenommenen, eine Benutzung Raimunds durch die Gesten mit Sicherheit erkannt haben, ist die weitere Untersuchung nunmehr von dem Vorurteil befreit, dass etwaige Übereinstimmungen in beiden Büchern durchaus auf einer Entlehnung des provenzalischen Autors beruhen müssten. Wir haben bereits hervorgehoben, dass ein konstantes Verhältnis zwischen beiden überhaupt nicht obzuwalten braucht, da verschiedene Ereignisgruppen bald von dem einen, bald von dem anderen früher aufgezeichnet sein können. Auf diese Weise, ohne jede Direktion nach einer bestimmten Richtung, wird uns eine unbefangene Prüfung beider Berichte auf ihre denkbaren Beziehungen hin möglich. Für die Art, wie sich diese letzteren darstellen können, erinnern wir an unsere Ausführungen oben, auf S. 101. Eine Mitteilung bei dem einen Autor, die an sich und aus ihm nicht zu erklären ist, kann ihre Aufhellung durch die Worte des anderen finden. Der eine kann gerade, wenn er den Bericht des anderen kannte und dessen Gedankengang und Vorstellungsfolge ihm beim Schreiben irritierend vorschwebten, in der eigenen Aufzeichnung Lücken lassen, welche uns alsdann Rückschlüsse auf die Bekanntschaft gestatten, die ihm den Bericht verwirrte, weil sie ihm die Straffheit des selbständigen Denkens lähmte. Indem seine eigene Arbeit und die des Vorgängers in seinem Geiste verschmolzen, vermochte er seine Darstellung nicht so unabhängig zu halten, dass sie sich überall nur aus sich selbst erklärte. Er liess — wir haben schon ein Beispiel davon kennen gelernt — eine Lücke, weil er an die Worte des anderen dachte, jedoch nicht wie an fremdes Eigentum, sondern wie an etwas, was er von dem seinigen nicht mehr zu scheiden

vermochte; so vergass er, dass er jene Worte noch nicht in den eigenen Ausdruck übersetzt hatte. Auf der anderen Seite haben wir es eben mit einem Fall zu thun gehabt, wo nicht eine auffällige Lücke, sondern eine auffällige Erwähnung irgend einer Thatsache, die aber in Hinsicht auf den betreffenden Bericht beziehungslos und unverständlich blieb, die Entlehnung darthat; nur dass es sich nicht immer, wie hier, um eine wirkliche Herübernahme des fremden Gutes aus einer unmittelbaren Vorlage, sondern für gewöhnlich nur um eine Anlehnung an die Aufzeichnung des anderen aus blosser Erinnerung zu handeln braucht. Nach diesen Vorbemerkungen notieren wir der Reihe nach, indem wir Raimunds Anordnung der Dinge zu Grunde legen, was wir über Beziehungen zwischen seinem Buch und den Gesta ermittelt zu haben glauben. Bei dieser chronologischen Aufreihung kommt nun freilich Bedeutendes und Unbedeutendes, Wort- und Sinnanklänge bunt durcheinander, und wir werden z. B. mit einer ganzen Kleinigkeit zu beginnen haben; doch dürfte diese Art der Anordnung geeignet sein, wenigstens dem nachprüfenden Leser die Freiheit des Urteils besser zu wahren als eine systematische Zusammenstellung einzelner Kategorieen.

1. Gr. Zunächst einen Anklang Raimunds an die Gesten (wir bezeichnen diese Art der Beziehung am Rande mit Gr.) finden wir da, wo der erstere (S. 242 D) von der anfänglichen leichtsinnigen Lagerung vor Antiochien spricht: *ita temere castra posuimus, ut si praecogniti ab eis essemus, aliqua pars castrorum ab hostibus corripi potuisset.* Also „wenn sie gewusst hätten, wie es mit uns aussah, hätten sie leicht einen Teil unseres Lagers überfallen können.“ Dazu vergleiche man nun Gesta IV, 7 u. 8 (S. 132/133), wo erzählt wird, die Feinde hätten die Kreuzfahrer zunächst so gefürchtet, dass sie vierzehn Tage lang keinerlei Angriff wagten, bis sie durch armenische und surianische Spione, welche „*ingeniose investigabant nostrum esse, nostramque qualitatem*“, „*fuerunt edocti de nostra essentia.*“ Hier lässt sich nicht ein einziges Wort als übereinstimmend im Sinne Hagenmeyers durch den Druck hervorheben, wohl aber scheint uns eine innerliche Beziehung

erkennbar zu sein, und in jenem: *si praecogniti ab eis essemus* eine Erinnerung Raimunds an die Darstellung der Gesta vorzuliegen. So und nicht umgekehrt stellt sich, angesichts der viel grösseren Ausführlichkeit der letzteren, das Verhältnis für diesen Fall dar.

Während wir hier unserer Sache ziemlich sicher zu sein 2. Gr.
glauben, wollen wir an einer zweiten Stelle nichts als eine Vermutung äussern. Raimund begeht hinsichtlich der Chronologie der Erbauung des Boemundkastells anf dem Berge Maregart vor Antiochien einen auffallenden Irrtum; er berichtet davon erst nach der Schlacht, in welcher, am Fastnachtsdienstag 1098, das von Haleb anrückende Entsatzheer geschlagen wurde (S. 247 H), während das Werk in Wirklichkeit schon einige Monate vorher unternommen worden war. Sybel (S. 325 Anm. 3) sucht Raimund mit demselben Grunde zu entschuldigen, wie er für einen Fehler ähnlicher Art in dem Briefe Anselms von Ribemont allerdings stichhaltig ist: es sei deutlich, dass Raimund die sämtlichen Befestigungen im Zusammenhange habe aufzählen wollen. Das ist nicht der Fall; er rekapituliert nur seine bisherigen Angaben über die Befestigung des Kreuzfahrerlagers im Anschluss an die Erwähnung des neuen Werks, aber legt zugleich die Zeit des letzteren durch die einführenden Worte: *eodem tempore* (nach jenem 9. Februar) ausdrücklich fest. Es liegt eben einmal ein Fehler vor, der nicht beseitigt, wohl aber, wie wir glauben, erklärt werden kann. Ganz im Anfange der Belagerung hatte Boemund mit anderen Fürsten einer Schar von Feinden ein siegreiches Gefecht geliefert, welche von dem festen Schlosse Hârim, am Wege nach Aleppo, aus die Kreuzfahrer beunruhigten. Raimund (S. 242 F) nennt den Ort nicht, sondern meint nur, es wären Teile der Besatzung von Antiochien oder Haleb gewesen, welche den Pilgern damals zu schaffen machten. Die Gesta dagegen geben in etwas genauerer Erzählung den Namen der Burg (Aregh, IV, 8 u. 9, S. 133). Die ganze Aktion erscheint jedoch nur sehr undeutlich, und zumal bei Raimund — welcher für diese Anfänge der Belagerung Anti-

ochiens überhaupt auffallend verschwommen und unklar ist, sich öfters wiederholt und sich kleinere Fehler zu Schulden kommen lässt, so dass gerade hier der Annahme einer ziemlich späten und nicht sehr geschickten Verarbeitung einzelner Notizen Vorschub geleistet wird, — wäre man fast versucht, an eine Dublette zu denken. Der Herausgeber im Recueil, dessen Ignoranz und sträfliche Nachlässigkeit nur von seiner unverschämten Selbstgewissheit übertroffen wird,*) identifiziert denn auch das Gefecht, wie es Raimund erzählt, ohne weiteres mit dem grossen Kampfe Boemunds und Roberts von Flandern bei El-Bârâ. Davon kann nun keine Rede sein; auch ist die kleine Expedition an sich durch Anselm von Ribemont (Rec. III, S. 891 E) völlig sicher gestellt, was der gelehrte Akademiker nicht wusste. Wohl aber war es möglich, diesen Streifzug in späterer Zeit, wegen der Ähnlichkeit der einzelnen Umstände, mit jenem grösseren Kampfe gegen die von Haleb, am See von Antiochien, zu verwechseln, wo ebenfalls Hârim der Stützpunkt der anrückenden Feinde gewesen war. (Gesta IV, 15, S. 136.) In der Erinnerung eines vielleicht nach Jahresfrist schreibenden Berichterstatters konnten die beiden Aktionen wohl eine unbewusste Verschmelzung erfahren. Nun aber erzählen die Gesten den Bau des Boemundkastells, an richtiger Stelle, unmittelbar nach jenem ersten Zuge gegen Hârim (IV, 9 u. 10, S. 133), Raimund ebenso unmittelbar nach der Schlacht vom 9. Februar. Sollte da nicht angenommen werden dürfen, Raimunds Fehler sei dadurch entstanden, dass er, im übrigen der chronologischen Anordnung der Gesten folgend, dieselbe durch jene bei späterer Abfassung**)

---

*) Das ist grob, aber durchaus wahr; man verzeihe uns, dass wir wenigstens einmal die Zurückhaltung aufgegeben haben.

**) Wir operieren mit der Annahme späterer Abfassung grösserer Partieen bei Raimund um so lieber, als wir zu der Vermutung hinneigen, dass er den Anstoss zu seinen Aufzeichnungen überhaupt erst recht spät empfangen habe, nicht bevor ihm die Vorgänge mit der Lanze einer Rechtfertigung zu bedürfen schienen. Die Vorrede ist dafür freilich nicht beweiskräftig, da sie nachträglich hinzugefügt sein

erklärliche Verwechselung verdorben habe? Mehr als eine Vermutung ist diese Annahme freilich nicht, zumal da die Verwechselung an sich der Unterlage einer älteren Darstellung nicht bedurfte und auch, ohne die Erinnerung an eine Vorlage, im Gedächtnis des Autors ganz von selbst zustande kommen konnte.*)

Indem wir daher andere vermutliche chronologische Irrtümer bezw. Verwechselungen Raimunds auf sich beruhen lassen, weil sie aus dem genannten Grunde auf sein Verhältnis zu den Gesten keine einigermassen sicheren Rückschlüsse gestatten, kommen wir nunmehr zu einigen Stellen, welche, umgekehrt wie die bisher besprochenen, aber ungleich bestimmter, den Verdacht einer Benutzung Raimunds oder einer Bekanntschaft mit seiner Erzählung bei dem Gestenschreiber erwecken und sich somit dem oben behandelten

---

kann, — wohl aber scheint uns die grosse Kürze der einleitenden Abschnitte (besonders des Stückes, welches die Ereignisse zwischen Konstantinopel und Antiochien behandelt) darauf zu führen, dass diese einem ursprünglichen Kern, welcher das Lanzenwunder und was sich daran knüpfte, umfasste, erst angegliedert worden und somit nicht früher verfasst sind, als zu einer Zeit, wo jener Bericht über die Wunder erwünscht schien oder gar schon abgeschlossen war.

*) Wenigstens anmerkungsweise möchten wir hier auf eine Stelle der Gesten hinweisen, wo diese ihrerseits einer Ent- oder doch Anlehnung verdächtig scheinen, nur dass es sich hier nicht um Raimund als Vorlage handeln kann. Von dem grossen Fouragierungszuge und der Schlacht bei El-Bârâ kehrt (IV, 12, S. 134) Boemund mit leeren Händen in *Tancredi montanam* zurück, um dort nach Vorräten zu suchen. Nun ist aber in den Gesten so wenig wie bei Raimund vorher von einem Aufenthalte Tankreds in den Bergen die Rede gewesen — in dem gemeinsamen Fehler also doch noch, wenn man will, eine Berührung! —; beide berichten von seiner Besetzung des Kastells im westlichen Gebirge erst gegen das Ende der Belagerung. (Gesta IV, 22, S. 139. Raim. S. 250 H.) Wohl aber weiss der Lothringer (ebenso später Radulf, c. 50, S. 643 ff., so dass der Bericht gestützt ist) sehr früh von jenem Posten Tankreds zu erzählen (Alb. III, 45). Warum sollte nicht einmal auch ein Stück dieses Berichts dem Autor der Gesten vorgelegen und ihn veranlasst haben, vorübergehend auf Dinge Bezug zu nehmen, die er selbst noch nicht erwähnt hatte?

typischen Fall, den Verhandlungen in Konstantinopel, anfügen. (Wir bezeichnen dies Verhältnis am Rande mit den Buchstaben Rg.)

3. Rg. Die Schilderung der Schlacht vom 9. Februar zeigt in den Gesten (IV, 15 ff., S. 136) durchaus den gehobenen Ton poetischer Berichterstattung. In einer ihrem verständigen Verfasser sonst nicht eigenen Art und in einer ihm fremden Ausdrucksweise wird den Fürsten, welche Boemund im Beginn der Schlacht freiwillig die Führung antragen, eine masslose Lobrede auf den Helden in den Mund gelegt; die breite Ausmalung der Schlacht alsdann ist ohne eine Spur von wirklichem, echtem Detail; und wir hören nur von dem Regen der Geschosse, der die Luft verfinstert, dem zum Himmel schallenden Getöse des Kampfes, dem überall zugleich wogenden Handgemenge. Schon weichen die Christen; da feuert Boemund seinen Connetable Robert mit einer Rede an, der man das retardierende epische Prinzip noch deutlich anmerkt, und dieser stürzt in den Streit, wie ein Löwe, der tagelang gehungert und nun, nach dem Blute der Schafe dürstend, unter Gebrüll auf die Herden einspringt und sie zerfleischt. Züngelnd flattern die Zipfel seiner Fahne über den Häuptern der Türken; die wankenden Christenscharen fassen von neuem Mut, dringen wieder vor, und entsetzt zerstieben die Feinde in wilder Flucht. Zweifellos haben wir es hier mit einem fast wörtlich wiedergegebenen Liede zu thun und vermögen den evidenten Nachweis nur deshalb nicht zu führen, weil die Sammlung der *Chanson d'Antioche* zufälligerweise keinen der Gesänge bewahrt hat, welche die von der Stadt sich entfernenden Züge sicherlich ebenso behandelten, wie die uns allein erhaltenen die Kämpfe unmittelbar vor Antiochien. Es giebt, was dem bisherigen Vorurteil gegenüber nachdrücklich bemerkt werden muss, im ganzen Albert von Aachen nicht einen Schlachtbericht, welcher sich in dieser Weise unter Vernachlässigung alles Thatsächlichen als ausschliessliche Phantasiearbeit darstellte und ein dichterisches Bild an das andere drängte, von grosser Schönheit und poetischer An-

schaulichkeit, aber ohne realen Wert. Gerade für diesen Kampf beispielsweise hat der Lothringer sehr brauchbare Einzelheiten (vgl. Kugler S. 89), während wir den Gesten bei dem Charakter ihrer Schilderung an unserer Stelle nicht den kleinsten Zug zu entnehmen wagen würden. — Auch Raimunds Beschreibung der Schlacht (S. 246 F ff.) ist recht verdächtig durch ihren Ton; so gewiss jedoch wie bei den Gesten sind wir hier unserer Sache nicht, um auch bei ihm die Anlehnung an ein Lied als sicher bezeichnen zu können. Denn, wie wir früher ausführten, es ist auf diesem Felde nicht der Ton allein, *qui fait la musique;* erst die von allem Thatsächlichen völlig absehende und lediglich aus sich selbst schöpfende Phantastik ist das zwingende Kriterium für das Vorhandensein der Liederstimmung; Raimunds Bericht dagegen enthält brauchbare Einzelheiten zur Genüge. — Doch dies alles nur einleitend, um unsere Vermutung daran zu schliessen, dass der Autor der Gesten auch dann seine Selbständigkeit noch nicht wiederfand, als er mit der Wiedergabe des schönen Liedes von der Schlacht am See fertig war. Gelegentlich der Rückkehr zum Lager und der Ausstellung der (nach ihnen, 100) abgeschnittenen Feindeshäupter thun die Gesten der fatimidischen Gesandtschaft, die sich damals im Lager befand, in einer Weise Erwähnung, die aus ihrem eigenen Zusammenhang heraus beziehungslos und unverständlich ist. Die Worte: *detulerunt (capita) ante portam civitatis, ubi legati Admirati Babyloniae castrametati fuerant, qui mittebantur senioribus* (IV, 17, S. 137), sind alles, was sich über diese Gesandtschaft in den Gesten findet. Was haben die Türkenköpfe mit den ägyptischen Gesandten zu thun? Raimund nennt die letzteren genau an der entsprechenden Stelle (S. 247 F), bringt jedoch ihre Erwähnung einmal in verständlichen Zusammenhang mit der Aufpfählung der eingebrachten Köpfe, als Zeichen des errungenen Erfolges,*) indem er den Eindruck schildert, welchen

*) An dessen Erkämpfung, inklusive Kopfabschneiden, die Gesandten sich nach Alb. III, 62 sogar aktiv beteiligt haben sollen!

diese *demonstratio ad oculos* auf die Ägypter machte, dann aber die Gelegenheit benutzt, um Zweck und Ausgang der Gesandtschaft mitzuteilen. Zieht man diese Umstände in Erwägung, so liegt der Verdacht nahe, dass der Autor der Gesten Raimunds Bericht entweder handschriftlich vor sich oder aber in der Erinnerung hatte, und nach ihm der eigenen Schlachtbeschreibung oder vielmehr der Wiedergabe jenes Liedes an der entsprechenden Stelle die paar Worte von den Gesandten Al-Afdhals zufügte, welchen er jedoch vergass, irgend eine Beziehung zu dem erreichten Erfolg oder einen anderweitigen Inhalt zu geben.

4. Rg. Erscheint hier eine Benutzung Raimunds durch die Gesten nahezu sicher, so glauben wir, dasselbe Verhältnis auch für den in den Gesten sich alsbald anschliessenden Bericht (IV, 18, S. 137) feststellen zu können, wo vom beabsichtigten Bau des Brückenkastells die Rede ist. Die Art und Weise, wie hier die Örtlichkeit der geplanten Befestigung angegeben wird, muss auffallen. Da nämlich in den Gesten jede vorgängige zusammenfassende Ortsbeschreibung fehlt, so wird hier die notwendige Aufklärung über den Platz des Kastells sehr ungeschickt in die direkte Rede der *principes* eingeschoben: *Faciamus castrum ad Machumariam quae est ante portam urbis ubi pons est, ibique forsitan poterimus nostros constringere inimicos.* Wir glauben kaum, dass eine selbständige Erzählung, wenn sie sich aus Eigenem der Notwendigkeit einer Lokalangabe bewusst wäre, bei aller Unbeholfenheit, sich so ausdrücken würde; diese ungeschickte Hineinschiebung des Örtlichen lässt sich vielmehr unseres Erachtens nur so erklären, dass dem Autor, der diesen Faktor sonst nicht besonders im Auge hatte, hier an der Hand einer Vorlage die Einsicht jener Notwendigkeit gekommen ist. Bei der Vorlage aber lässt sich nur an Raimund denken, bei dem die betreffende Lokalbeschreibung gleich am Anfang (S. 243 A, vgl. 241 F ff.) zu ihrem Rechte gelangt ist. Seine Leser kennen das Brückthor und die Bedeutung des davorgelegenen Hügels; bei ihm genügt daher die einfache Angabe (S. 248 B): *in monticulo, qui*

super pontem illorum erat. Die Gesten aber hatten von dem *monticulus* noch gar nicht gesprochen; daher dann die unbeholfene Einfügung der Lokalangabe in eine direkte Rede, wo dieselbe so wenig am Platze ist.

Klarer jedoch wird der Umstand, dass der Gestenschreiber an dieser Stelle durch einen Vorgänger beeinflusst war, erst noch durch die Fortsetzung desselben Berichtes. Boemund erbietet sich, mit Graf Raimund *ad Portum Sancti Simeonis* zu gehen, um (zum Zweck des Kastellbaues) *diligenter conducere illos qui illic sunt homines, ut peragant hoc opus.* Nun ist in den Gesten weder von Simeonshafen (trotz Sybel S. 333, Anm. 2 !), noch von irgend welchen dort anwesenden und für Bauten, wie den beabsichtigten, besonders geeigneten Leuten vorher irgend die Rede gewesen. Anders steht die Sache bei Raimund, der erstens schon in den ersten Zeiten der Belagerung (S. 242 H) von dem Landen der genuesischen Flotte in dem namentlich bezeichneten Simeonshafen gesprochen und sodann (S. 248 B) weitere Landungen im Frühjahr erwähnt hatte. Er bemerkt denn auch jetzt, bei Gelegenheit der Expedition nach dem Hafen ausdrücklich (S. 248 C), worauf es ankam: wohl auch die *plurimi*, die *de nobis ad portum abierant*, zurückzuholen, aber, was wichtig ist, *cum rastris et aliis instrumentis quibus vallum novi castelli fieret.* Obwohl an dieser Stelle auch er zu sagen unterlässt, wo die *rastri et alia instrumenta* hergekommen sind, so geben doch die angezogenen früheren Mitteilungen die hinreichende Erklärung, dass es sich um eine Eskortierung nicht nur der im Hafen weilenden Pilger, sondern vor allem auch der Flottenbesatzung und des durch sie herbeigeführten Baumaterials handelte (vgl. Stephan v. Blois, Rec. III, S. 889 F); endlich zeigt uns auch im Verfolg der Erzählung Raimund aufs deutlichste, dass er genau weiss (*nautae vero* u. s. w., S. 249 G), worum es sich handelte: kein Wunder übrigens, da er an dem Zuge teilnahm (S. 248 EF), während der Gestenschreiber im Lager zurückblieb (IV, 20, S. 138). Die ganze Erwähnung der Expedition bei dem letzteren bleibt, sowie sie hier steht,

bei dem Mangel einer wirklich erklärenden Motivierung fast unverständlich — und so muss man auch hier annehmen, dass der Autor einigermassen flüchtig und gedankenlos dem Berichte Raimunds als der Vorlage folgte, in welcher die fehlende Motivierung zu finden ist. Es könnte freilich auch eine andere sein; jedoch da Raimund vor allem in Betracht kommt und eine Bekanntschaft des Anonymus mit seiner Schrift schon erwiesen ist, so hat er die Präsumption für sich.

5. Gr. Von der nun folgenden Brückthorschlacht ist soviel zu sagen, dass Charakter und Anordnung der Erzählung, besonders die unmittelbar an die eben besprochene Stelle sich anschliessende Einleitung des grossen Kampfes durch die Schlappen der Zurückgebliebenen und der Zurückkehrenden, bei beiden Autoren eine gewisse Ähnlichkeit zeigen, ohne dass dieselbe doch in einzelnen Punkten recht zu fassen wäre. Für das Nachspiel der Schlacht, die Ausgrabung der Türkenleichen, fanden wir, Hagenmeyers Anregung folgend, oben S. 100 Raimund in Abhängigkeit von den Gesten. Ähnlich unklar wie für jenes Nachspiel ist die Darstellung Raimunds auch schon für die Vorgeschichte der Schlacht, aus der man bei ihm (S. 248 D ff.) kaum recht klug werden würde, wenn uns nicht die Gesten mit ihrem geordneten Bericht (IV, 18 ff. S. 138) die nötige Aufklärung lieferten. Wollte man annehmen, dass Raimund schon hier diesem Berichte folge, so wäre es nötig, mit Rücksicht auf unsere Ausführung ad 4, wo wir die Gesten als sekundär erkannt hatten, anzunehmen, dass Raimund gerade etwa S. 248 D (der Kapiteleinteilung im *Recueil* entsprechend, vergl. die Anm. oben S. 47) einen Absatz im Schreiben gemacht habe, mithin hier eines seiner Bruchstücke zu Ende wäre; einige Wiederholungen in diesem Zusammenhange, welche an der gerügten Unklarheit seiner Erzählung die Schuld tragen, würden dafür sprechen. Von irgend einer Sicherheit ist hier jedoch keine Rede. Ausserdem lassen sich die Anklänge in der Schilderung beider Autoren vom Verlauf der Hauptschlacht, das Herausgreifen und die übereinstimmende Anordnung ent-

sprechender Einzelheiten allenfalls auch ohne Benutzung des einen durch den andern erklären: es könnte gemeinsame Anlehnung an die Liedertradition vorliegen. Für die Gesta ist dieselbe bereits von Kugler (S. 96) erkannt und gegenüber Hagenmeyers Widerspruch (S. 40) in der D. L. Z. 1890, S. 511 mit Recht festgehalten worden; schon die Worte, welche dem von Kugler hervorgehobenen Passus über das heimliche Beifallklatschen der Christinnen auf der Stadtmauer vorangehen, beweisen aufs deutlichste, dass dem Autor ein Lied vorlag (IV, 20, S. 138): „*Rumor quoque et clamor nostrorum et illorum resonabat ad coelum; pluviae telorum et sagittarum tegebant polum et claritatem diei; altae voces intus et extra.*“ Das ist wieder genau dieselbe Art poetisch anschaulicher, historisch nichtssagender Schlachtbeschreibung, wie wir sie in den Gesten schon für die zweite Entsatzschlacht fanden; so aber schildert kein Militär einen Kampf, und diese Art des Details ist nur einer poetischen Überlieferung eigen, die sich um das Thatsächliche wenig kümmerte; ihr muss der Gestenschreiber hier gefolgt sein. Wörtliche Übereinstimmungen auch mit den erhaltenen Liedern hat zudem Kugler a. a. O. hier nachgewiesen. — Auch der Ton von Raimunds Schilderung der Schlacht (S. 248 F ff.) ist ein auffallender; weniger infolge einer eigentlich poetisch zu nennenden Phantastik, als wegen der Auflösung des Ganzen in einzelne anekdotenhafte Züge, denen man zum Teil, wie der Episode von dem tapferen Provenzalen Hisnard mit dem guten deutschen Namen (S. 249 B), die Verkürzung aus breiterer Ausmalung noch anzumerken glaubt. Eine klare Anordnung fehlt; der Bericht fällt in Einzelheiten auseinander. Gerade seine Verachtung der Anekdote ist bei Raimund gerühmt worden (Sybel S. 17); die Einzelzüge aber, wie sie sich hier finden, sind wenig mehr als Anekdoten. Stellenweise stimmen auch sie mit den erhaltenen Liedern überein; die Erzählung von den ins Wasser getriebenen Türken, welche sich an die Brücke anklammern, aber mit losgerissenen Balken totgeschlagen werden, findet sich ganz ähnlich in der *Ch. d'A.* (IV, 38). Es kann sich hier allerdings sehr wohl um

eine Thatsache handeln; indessen ist die Berührung, mit dem Charakter von Raimunds Schilderung an dieser Stelle überhaupt zusammengehalten, immerhin auffällig, wenn wir auch eine allzu bestimmte Behauptung nicht wagen möchten. — Lässt sich somit schliesslich eine Entscheidung darüber auch nicht treffen, ob die Gesten und Raimund hier vielleicht einer gemeinsamen poetischen Quelle gefolgt sind, oder aber ob die Ähnlichkeit der Anordnung, die, wie gesagt, mehr gefühlt als erwiesen werden kann, in einer vorgängigen Kenntnisnahme der Gesta durch Raimund ihren Grund hat, so ist doch der Eindruck einer gewissen Übereinstimmung, den wir empfangen haben, und der zum Schluss durch jenes Hagenmeyersche Notat noch verstärkt wird, ein zu grosser, als dass wir ihn unerwähnt lassen konnten.

6. Rg. Wieder einmal ein *argumentum a silentio* des einen Teiles (des Gestenschreibers) für seine Kenntnis des andern (Raimunds) — es handelt sich, wie aus mehrfachen Ausführungen oben hervorgeht, hier immer nicht um absichtliches, sondern um Schweigen aus Flüchtigkeit — glauben wir da vorbringen zu können, wo bei beiden von dem heissen Kampf um einen Turm während der zweiten, mohammedanischen Belagerung Antiochiens die Rede ist. (Vergl. über die widerspruchsvolle Überlieferung an dieser Stelle Kugler S. 134 — 137.) Raimund knüpft an diesen Bericht (S. 258 E) die Mitteilung an, dass das Ereignis, in Rücksicht doch wohl auf die dabei zu Tage getretenen Mängel der Verteidigung, zu dem Beschlusse geführt habe, bis zur endgiltigen Entscheidung im Kriege mit Kerboga (daher gleich *usque ad quindecim dies post bellum)*, seine Leitung an Boemund zu übertragen, — eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, die jedoch merkwürdigerweise in den Gesten fehlt, obwohl sie deren Autor doch vor allem hätte interessieren müssen. Dennoch vermögen wir das Faktum auch bei ihm wiederzufinden, wenn auch nur in einem weiteren Bericht eingeschlossen und aus demselben nicht anders, als auf Grund der Belehrung, die uns Raimund giebt, zu entnehmen. Auch die Gesten nämlich knüpfen an die Geschichte von dem Turm unmittelbar

eine Oberbefehlshaberthat Boemunds an (IV, 36, S, 148), welche ausdrücklich durch jenen Vorfall begründet wird, gerade so wie die Erwählung des Fürsten bei Raimund. Sie berichten von der durch Boemund angeordneten Anzündung eines ganzen Quartiers, um die sich in den Häusern versteckt haltenden Pilger hervorzulocken, welche sich der Verteidigung der Stadt entzogen. Was man nun auch von dieser Erzählung halten mag, der wir, trotz der Übereinstimmung mit den Liedern, nicht so skeptisch gegenüberstehen wie Kugler S. 137, soviel steht fest, dass „so ungeheures“ nur auf die Autorität der sämtlichen Fürsten hin (— in ihrem Auftrage, nicht auf eigene Verantwortung, wie Kugler meint, besorgt bei Radulf c. 75—76, S. 660, Robert von Flandern die Sache —), oder aber von dem von jenen bestellten Oberbefehlshaber gewagt werden konnte (der dann seinerseits Robert mit der Ausführung betraut hätte). Vergass der Autor der Gesten trotzdem anzugeben, welches die Stellung war, die Boemund zu solcher Massregel berechtigte, so erklären wir uns diesen Umstand wieder dadurch, dass Raimunds Text ihm vorlag, und die Mitteilung der Erwählung Boemunds ihn sogleich veranlasste, die Nachricht von dessen erster That auf dem neuen Posten, mit ihrem interessierenden und freilich auch von den Liedern aufgenommenen Detail, einzufügen. Indem er aber zu dieser Schilderung eilte, blieb ihm ihre notwendige Voraussetzung in der Feder stecken; die im übrigen genau übereinstimmende Anordnung der Ereignisse bei ihm und Raimund macht es wahrscheinlich, dass es der letztere war, im Anschlusse an welchen, zugleich in seinem Bestreben ihn zu ergänzen, der Autor der Gesten die Hauptsache vergass, weil sie bei jenem schon stand. — Das Fehlen des Brandes bei Raimund übrigens, welches Kugler in seinem Sinne hervorhebt, ist leicht erklärlich. Denn durch Radulf a. a. O. erfahren wir, dass es hauptsächlich Provenzalen waren, denen die radikale Massregel galt; man kann sich daher denken, dass es ihrem Landsmanne kein besonderes Behagen bereiten musste, von einer Thatsache Bericht zu geben, die vermutlich jedermann bekannt war und den

unglücklichen Ausgeräucherten den Hohn und Spott der andern Nationen reichlich eingetragen haben wird.

7. Gr. Ganz ans Ende der Belagerung, unmittelbar vor den Auszug zur Schlacht, setzt Raimund (S. 259 D) unrichtig (Sybel S. 359 A. 1. Kugler S. 130) die Verschanzung gegenüber der Citadelle. Der Fehler würde sich auflösen, wenn man an die Gesten als Vorlage dächte, die Raimund, als sie vom Zurückbleiben des Grafen von Toulouse im *castellum* sprachen (IV, 39, S. 150), daran erinnern konnten, dass hier etwas nachzuholen sei. Raimund hätte dann freilich eher *fecerant* statt *fecerunt* geschrieben; aber obwohl die Änderung leicht genug, ja fast geboten ist, wollen wir auch hier wieder unserer Andeutung kein grösseres Gewicht beilegen, da die Ereignisse selbst auch ohne Vorlage die nachträgliche Angabe Raimunds veranlassen konnten. Wir kämen auch mit der veränderten Richtung der Beziehung ins Gedränge, nachdem wir eben in viel besserer Begründung Raimund für diese Zeit als primäre Quelle erkannt zu haben glauben.*)

8. Gr. Dann hat doch wieder der Anonymus die Führung, an der von Hagenmeyer notierten und von uns oben S. 99 besprochenen Stelle, wo der Anklang Raimunds an den feststehenden Schluss der Gestenkapitel auffällt. In der gleichen
9. Gr. Richtung könnte die Stelle angezogen werden, wo Raimund

*) Anmerkungsweise sei hier die Stelle Raimunds besprochen, wo derselbe (S. 260 F) des Zweikampfes Erwähnung thut, den Kerboga im Beginn der Entscheidungsschlacht den christlichen Fürsten seinerseits angeboten habe, nachdem er ihn vorher abgelehnt. Raimund hat von dieser Sache da, wo sie in erster Linie hingehörte, bei der Gesandtschaft Peters des Eremiten vor der Schlacht (S. 259 C), nichts. Bringt er sie nun hier, an späterer Stelle, nachträglich vor, so könnte man nach den im Text gegebenen Beispielen immerhin annehmen, dass er erst von aussen her, durch irgend eine Vorlage, welche von jenem plötzlichen Angebot des Emirs erzählte, veranlasst worden sei, den Bericht über die Angelegenheit mit drei Worten nachzuholen. Welche Vorlage das freilich gewesen sein könnte — die Gesten haben von dem Zweikampf gar nichts, Albert wenigstens nichts von der Episode in der Schlacht —, vermögen wir nicht zu sagen.

von dem Tode Bischof Ademars erzählt (S. 262 D). Dieselbe ist von Gurewitsch (s. u. den Anhang) unter andern als Beleg für die Benutzung Raimunds durch Tudebod herangezogen worden. Hier kommt des letzteren Th. XII, cap. 4 (S. 85—86) in Betracht. Einige Wortanklänge sind zuzugeben (vergl. die Anm.), sind aber von so äusserlicher Art, dass sie kaum etwas beweisen könnten, auch wenn der ganze Passus Tudebod selbst angehörte und nicht vielmehr mit unbedeutenden Zusätzen aus den Gesten (IV, 41, S. 153) entnommen wäre. Will man also durchaus eine Beziehung statuieren, die uns, wie gesagt, sehr zweifelhaft erscheint, da sie fast allein in der Gleichung: *migravit ab hoc saeculo et in pace requiescens obdormivit in Domino* (Gesta und Tudebod) = *in pace migravit ad Dominum* (Raimund) gesucht werden müsste — die Trauer der Pilger wird übereinstimmend, aber mit ganz verschiedenen Worten berichtet —, so läge eine Anlehnung bezw. Reminiszenz Raimunds an die ausführlicheren Gesten vor. Wir glauben nicht sehr daran.*)

Dagegen wären wir versucht, eine solche Reminiszenz 10. Gr.
Raimunds an den Bericht der Gesten da zu vermuten, wo er (S. 267 E) von den in der Peterskirche zu Antiochien über den Besitz der Stadt und den Weitermarsch gepflogenen Beratungen spricht. Die eine Partei macht hier für die Übergabe der Stadt an Boemund geltend, dass es nicht lohne, auf den Kaiser zu warten; „*certe non veniet in auxilium nostrum, qui fratres nostros ad auxilium Dei et nostrum venientes, ut reverterentur coëgit.*“ Davon erfahren wir nun hier bei Raimund zum erstenmal; wir würden von der Sache nichts näheres wissen, wenn nicht seinerzeit die Gesten in engster Verwandtschaft mit den Liedern (Kugler S. 141) von Vorgängen in Kleinasien berichtet hätten, wo Alexius auf die Nachrichten des zu ihm geflüchteten Stephan von Blois über die Lage in Antiochien die Rückkehr

---

*) Wohl aber Hagenmeyer, der S. 54 die beiden Stellen in seiner Konkordanz bringt, so dass sie, als von uns nicht gänzlich zurückgewiesen, oben S. 99 auch noch hätten herangezogen werden können.

von dem Hilfszuge anordnet und auch den bei ihm befindlichen abendländischen Zuzug, darunter Boemunds heftig klagenden und zürnenden Bruder Guido, zur Umkehr zwingt (IV, 37, S. 149). Auch bei Albert von Aachen findet sich eine ähnliche, wenngleich den Liedern nicht so nahe stehende Darstellung. Die verspätete Erwähnung der Thatsache jedoch — wenn es eine solche war — bei Raimund dürfte wohl auf die Gesten als Quelle hinweisen, zumal die Erwähnung der *fratres nostri*, über die allgemeine Bedeutung des Wortes hinaus, vielleicht sogar eine Anspielung auf jenen Bruder Boemunds enthalten könnte.

11. Rg. Ein einfaches, aber um so sichereres Beispiel wiederum der Benutzung Raimunds durch die Gesten glauben wir in dem Berichte zu finden, welchen die letzteren (IV, 44, S. 154) von den Vorgängen vor Marra geben. Nach ihnen war Graf Raimund mit seinem Heere vor die Stadt gezogen; man beachte ausdrücklich: „*Raimundus comes S. Aegidii cum suo exercitu.*“ Kurze Zeit darauf folgt Boemund, jetzt aber heisst es: „*Boemundus cum suo exercitu secutus est comites.*“ Der plötzlich eintretende Plural ist nicht nur uns aufgefallen; schon Tudebod hat ihn, da er aus seiner Vorlage absolut unerklärlich (XIII, 2, S. 90), in den Singular *Raimundum* korrigieren zu müssen gemeint. Die Mehrzahl ist dennoch in der Ordnung; sogleich mit dem Grafen von Toulouse war, nach Raimund (S. 268 C), Robert von Flandern von Antiochien aufgebrochen. Der Autor der Gesten hatte vermutlich Raimunds Bericht neben sich, aber den Flandrer ursprünglich zu erwähnen vergessen. So erklärt sich die nachträgliche Berichtigung seines Irrtums.

12. Rg. Für das Ende des Aufenthaltes in Marra notieren wir eine Wortübereinstimmung, welche Hagenmeyer entgangen ist. St. Gilles sträubt sich lange gegen den Weiterzug: *quum vero vidisset comes quod nulli de principibus maioribus ad se venirent*, — entschliesst er sich endlich wenigstens zu einem Beutezuge *in interiora Hispaniae**), und in der Folge doch auch zum Ab-

*) Trotz Hagenmeyer, S. 250 n. 14, und in — seltener — Übereinstimmung mit dem Akademiker Rec. III, S. 243 sind wir nicht im

marsch. So Raimund (S. 272 A). Die Gesten aber (IV, 46, S. 156) schreiben, in gleicher Motivierung: *Videns autem Raimundus quod nullus seniorum voluisset, causa eius, ire in viam Sancti Sepulcri, exivit . . . . de Marra.* Hier sind wir der Übereinstimmung sicher; die Priorität würde dem ausführlicheren Raimund zukommen, der vor dem definitiven Abzug noch jene Fouragierungsexpedition einfügt.

Nun aber gelangen, nachdem für das von Marra handelnde 13. Gr.
Stück Raimund die Führung gehabt, wenn unsere Beweisführung anerkannt wird, wieder die Gesta an die erste Stelle. Sie erzählen uns noch in demselben Kapitel 46, S. 156, von der ungeheuren Beute an Vieh und Lebensmitteln, welche man auf dem Marsche in der Gegend von Scheizar (vergl. Hagenmeyer, S. 415 n. 22) machte. Raimund S. 272 H erläutert uns den Fall: das Ungeschick der vom Emir von Scheizar den Pilgern mitgegebenen Führer hatte jene gerade an den Ort geleitet, wohin die Herden des Emirs und der ganzen Gegend vor ihnen geflüchtet worden waren. Die Hauptsache aber fehlt dafür bei Raimund, nämlich die Mitteilung, dass man trotz des Vertragsverhältnisses mit dem Emir Herden und Vorräte sofort als gute Prise ansah. In der That nur das Bestreben, die Lücke der Gesten auszufüllen, welche ihrerseits nicht angaben, wie man zu der Beute kam, hat Raimund, indem es ihn ganz erfüllte, schliesslich verleiten können, die Hauptsache selbst, auf die er weniger achtete, weil sie schon in der Vorlage stand, im Eifer fortzulassen.

Raimunds Bericht von einer Gesandtschaft des Emirs von 14. Gr.
Tripolis (S. 275 B ff.), welche dazu führte, dass der letztere dem Grafen von Toulouse Geschenke schickte und dessen Fahne auf seinen Burgen aufzog, macht jedoch in weit höherem Grade, als die eben besprochene Stelle, einen sekundären Eindruck, infolge des anscheinenden Widerpruchs, welcher darin

---

Zweifel darüber, dass der Provenzale den Namen seines mohammedanischen Nachbarlandes in erklärlicher Verallgemeinerung gebrauchte und *Hispania* somit einfach „Heidenland“ zu übersetzen ist.

liegt, dass nun unmittelbar, trotz aller Freundschaft, die Belagerung von Arka folgt, welches doch demselben Emir zu eigen gehörte. Die Gesta lösen uns das Rätsel: wir erfahren aus ihnen (IV, 46, S. 157), dass Graf Raimund trotz jener Geschenke den erbetenen Vertrag verweigerte, weil der Emir nicht Christ werden wollte. Bei Raimund von Aguilers könnte somit wohl eine ungeschickte Anlehnung an die Gesten vorliegen, bei der er die Hauptsache wieder vergass.

15. Rg. Für die Belagerung von Arka scheint sich das Verhältnis zwischen beiden Berichten von neuem umzukehren. Hagenmeyer (S. 55 u. 435) hat Wortanklänge an der Stelle notiert, wo in den Gesten (IV, 47, S. 158) wie bei Raimund (S. 276 B) von den Schiffen die Rede ist, welche von Antiochien und Laodicea aus den Belagerern Lebensmittel zuführten. Auch wir erkennen die Beziehung an, haben dieselbe jedoch mit Bedacht oben nicht unter den wenigen mit genannt, wo wir Hagenmeyers Aufstellung zu billigen vermochten. Für ihn stand nämlich die Priorität der Gesten von vornherein fest; und diese ist nun gerade hier mit Sicherheit zurückzuweisen. Einmal giebt Raimund mehr, die Ausgangshäfen, die Nationalität der Schiffe; dann aber haben wir es in den Gesten an dieser Stelle ganz offenbar mit einer Art von Nachlese, einem Resumé der Belagerung zu thun, welches, nachdem die wesentlichen Ereignisse derselben erledigt waren, nun noch einige Einzelheiten sammelte (s. auch gleich unten) und sich dabei, wie wir glauben, an den bereits vorliegenden Bericht Raimunds hielt. Beweisend ist uns für diese Vermutung unter anderem auch noch der Umstand, dass in der Notizensammlung der Gesten gerade so wie in Raimunds ausführlicher Erzählung unmittelbar an jene Erwähnung der Schiffe der Bericht vom Tode Anselms von Ribemont anschliesst.

16. Rg. Auch für die Unternehmung gegen Tripolis selbst, die von den Gesten schon vor der eben besprochenen Stelle (IV, 47, S. 157, so dass sich jene um so deutlicher als Teil einer Nachlese kennzeichnet, s. oben), bei Raimund später (S. 285 C) behandelt wird, glauben wir in der Folge der Begebenheiten sowie im

Detail, z. B. von dem blutgeröteten Wasser des Aquädukts, Beziehungen zwischen unseren beiden Autoren zu finden. Hagenmeyer (S. 55 u. 438) hat solche wieder, an etwas späterer Stelle (Gesta ebd. S. 158, Raim. S. 286 A), in Wortanklängen gesucht. Aber im Gegensatz zu seiner Ansicht müsste die Priorität auch hier in jedem Falle Raimund gehören, bei dem die grössere Ausführlichkeit mit dem Vortritt zusammenzuhalten ist, welchen wir ihm noch soeben in derselben Berichtsgruppe mit Sicherheit zuerkennen konnten. Ein ungünstiges Vorurteil gegen die Gesta erweckt auch der Umstand, dass sie weiterhin (c. 48) von einem Vertrage sprechen, der Tripolis für den Fall eines siegreichen Ausganges des bevorstehenden Kampfes mit den Ägyptern und nach der Eroberung von Jerusalem den Christen derart in die Hände lieferte, dass der Emir sich verpflichtete, alsdann den Islam abzuschwören und sein Gebiet von den Kreuzfahrern zu Lehn zu nehmen. Raimund weiss von diesem Vertrage mit dem Emir von Tripolis nichts; der hatte sich auch wohl genügend losgekauft! Dagegen berichtet er von einem ganz ähnlichen Abkommen mit Akkon (S. 291 B), welches den Christen die Oberherrlichkeit über die Stadt zusicherte, wenn nicht innerhalb einer bestimmten Frist ein ägyptisches Entsatzheer erscheinen, bezw. wenn es gelingen würde, dasselbe zurückzuwerfen. Wir nehmen eine Ortsverwechselung der Gesten dabei um so mehr an, als Raimund sich über diese Dinge recht genau orientiert zeigt, und z. B. die Verhandlungen sowohl der Kreuzfahrer wie der türkischen Emire in Syrien mit Al-Afdhal schon früher (S. 277 B ff.) genau und mit überraschendem politischen Verständnis besprochen hat. Die Gesten dagegen haben über diese Dinge nur jene eine kleine Notiz; so glauben wir sie wohl der Verwechselung zeihen und damit auch in diesem ganzen Zusammenhange ihre Posteriorität gegenüber Raimund als sichergestellt erachten zu können, zumal da die Benutzung des letzteren durch sie an einigen Punkten deutlich nachweisbar erschien.

Wenn wir der Vollständigkeit halber hier noch einmal die 17 (?)
von uns bei Hagenmeyer gebilligte (s. oben S. 99) Konkordanz

beider Quellen an der Stelle anführen, wo sie berichten, wie die Sarazenen der Umgegend von Jerusalem den wasserholenden Pilgern auflauerten — die Frage der Priorität ist hier kaum zu entscheiden —, von einigen unbedeutenderen Vergleichspunkten aber, die wir noch beizubringen vermöchten, für jetzt absehn, so sind wir mit unserer Zusammenstellung am Ende. Wir sind weit entfernt von der Meinung, hier etwas Abschliessendes gegeben zu haben oder auch nur für den Augenblick überhaupt geben zu können. Wir überlassen uns keinen Täuschungen über die Sicherheit des Bodens, auf den wir uns gestellt, und wissen wohl, dass auch unsere Konkordanzen, obwohl mehr auf innerliche als auf äusserliche Vergleichsmomente gegründet, zum Teil recht vager Natur und von manchen Seiten anzufechten sind. Soviel aber glauben wir doch, bis zu einer genaueren und umfassenderen Nachprüfung des Gegenstandes, festgestellt zu haben: es sind Beziehungen zwischen den beiden Autoren vorhanden, hier mit grösserer, dort mit geringerer Sicherheit erkennbar, aber in keinem Falle gänzlich abzuleugnen. Sie kennzeichnen sich indes verhältnismässig selten so, wie man sie bei Quellenuntersuchungen in erster Reihe zu notieren gewohnt ist, in der einfachen Übereinstimmung von Worten und Sätzen; statt dieser gröberen Anzeichen fanden wir vielmehr vergleichsweise leise Anklänge in Übergängen, in der Gedankenfolge, oder aber bald gelegentliche Erwähnungen, bald Lücken, deren Erklärung aus dem Zusammenhange des einen schwer fiel, aus dem des anderen leicht wurde. Beziehungen dieser Art, um es noch einmal zu wiederholen, kommen zustande, wenn ein an sich durchaus selbständiger, aber in seinen Darstellungsmitteln beschränkter Schriftsteller dadurch, dass er den entsprechenden Bericht eines andern vor der Abfassung des eigenen kennen gelernt oder entstehen gesehn hat, durch jenen nun einerseits zu ähnlichen Ideenverbindungen veranlasst wird, die alsdann zu Erwähnungen führen, welche bei ihm doch nicht genügend begründet sind, — andererseits aber auch zu Auslassungen und Undeutlichkeiten, wenn er vergisst, dass das, was er mit-

teilen wollte und sollte, nur erst bei dem Konkurrenten, nicht aber schon bei ihm selbst steht. Auf die so verursachten Lücken mussten wir, als auf ein hervorragendes Kriterium für die Beziehungen zwischen Raimund und den Gesten, besonders aufmerksam machen. Wir glauben übrigens, dass auf Grund von Erwägungen dieser Art das von uns beigebrachte Material sich leicht ebenso vermehren lassen dürfte, wie wir andererseits darauf gefasst sind, es durch schärfere Kritik zum Teil vermindert zu sehen.

Es bleibt noch übrig zu sagen, wie wir uns das Zustandekommen der Beziehungen zwischen den beiden Autoren denken, die ja im Gegensatz zu allen bisherigen Annahmen gerade durch ihre Gegenseitigkeit und durch die wechselnde Priorität auffallen. Das Einfachste ist, anzunehmen, dass der normannische Ritter und der provenzalische Priester von ihren — wenigstens äusserlich — gemeinsamen Bestrebungen unterrichtet waren und sich gegenseitig Einsicht in die Bruchstücke verstatteten, wie sie ein jeder gerade fertig gestellt hatte. Durch diese Vermutung einer persönlichen Bekanntschaft erspart man es, mit der sofortigen Publikation der einzelnen Fragmente zu rechnen, welche andernfalls herangezogen werden müsste, und es erwächst der vielfach fördernden Annahme einer nachträglichen Redaktion des fragmentarisch Entstandenen kein solches Hindernis, wie in dem Falle, wenn man jedes einzelne Stück unserer Berichte sogleich im ganzen Lager, und von da aus durch die Welt verbreitet werden lässt. Bei Raimund wenigstens ergäben sich, letztere Art der Publikation vorausgesetzt, für die Zeitansetzung der Einzelabschnitte Schwierigkeiten, die nicht ohne weiteres zu lösen wären. Doch müssen wir von einer solchen zeitlichen Zerlegung seines Buches für jetzt überhaupt noch absehen. Zuvor müssen erstens in einer regeren Ventilation der hierher gehörigen Fragen die Berichtsgruppen mit möglichster Sicherheit festgestellt werden, wie sie sich infolge der von uns erkannten zwischen Raimund und den Gesten wechselnden Priorität schliesslich ziemlich genau bezeichnen lassen dürften. Zu dem

Zwecke wären, im Sinne unserer oben gemachten Randvermerke, die Gr.- und die Rg.-Stellen, solange sie aneinander schliessen, zusammenzunehmen, und auf diese Weise Gruppen herzustellen, deren zeitliche Beziehungen untereinander nach anderweitigen Kriterien zu prüfen wären. Alsdann aber ist zweitens eine Untersuchung über die Zusammensetzung der *Gesta Francorum* aus zeitlich verschiedenen Bruchstücken notwendig, und erst die Verbindung dieser beiden Untersuchungen wird abschliessende Ergebnisse über die Abfassungszeit oder vielmehr -zeiten von Raimunds Buch nicht minder als von dem des Anonymus zu ziehen gestatten. Für jetzt begnügen wir uns damit, den Weg gewiesen zu haben, und glauben nur, was Raimund angeht, an drei Hauptpunkten in dieser Hinsicht festhalten zu können: dem verhältnismässig späten, aus *mala fides* bezüglich der Lanze und der Visionen hervorgegangenen Entschluss des Autors zu historischen Aufzeichnungen, alsdann deren bruchstückweise erfolgter und den Ereignissen in wechselnder Entfernung folgender Abfassung und endlich einer vermutlichen Schlussredaktion.

Wird uns jene *mala fides* Raimunds für einen hervorragend wichtigen Teil seines Berichtes mit der daraus sich ergebenden Würdigung seines Charakters und seiner Thätigkeit auf der einen, und diese bruchstückweise geschehene Abfassung, welche die wechselnden Beziehungen zu den Gesten aufs beste erklärt, auf der andern Seite zugestanden, so ist der Zweck unserer Untersuchung, trotz ihrer durch äussere Umstände gebotenen einstweiligen Lückenhaftigkeit im letzten Kapitel, im wesentlichen erreicht. Das bisherige Urteil über Raimund von Aguilers wäre damit in der That in den Hauptpunkten beseitigt, und ein neues, nahezu entgegengesetztes, hätte an seine Stelle zu treten.

Anhang.

Der Benutzung Raimunds bei anderen Autoren nachzugehen, ist von geringem Interesse, soweit es sich nicht um die originalen Schriftsteller des Kreuzzuges handelt, die an den Ereignissen selbst teilnahmen oder doch ihren Schauplatz bald nachher betraten. Von diesen Autoren kommen, soviel wir sehen, für eine solche Untersuchung nur die Gesta und Tudebod in Betracht. Das Verhältnis der ersteren zu Raimund haben wir ausführlich behandelt, und auch von der Benutzung Raimunds durch Tudebod ist mehrfach die Rede gewesen; doch verlohnt es, diese letztere noch einer näheren Prüfung zu unterziehen und damit gleichzeitig eine Vorstudie zur Neuuntersuchung der Tudebodfrage (s. oben S. 114 Anm.) zu liefern. Diese Frage ist auf Anregung Sybels von seinem Schüler Gurewitsch in den „Forschgn. z. dtsch. Gesch.“ Bd. 14, S. 155—175 behandelt und nach Sybel, der die Ergebnisse dieser Arbeit in seine Geschichte, S. 23 ff., herübergenommen hat, endgiltig gelöst worden. Es soll dort vor allem der Nachweis der Posteriorität Tudebods gegenüber den Gesten geliefert werden. Dafür wird, wie wir schon sahen, besonders die Benutzung auch von Raimunds Arbeit durch Tudebod geltend gemacht; da von den betreffenden Stellen keine einzige in den Gesten zu finden sei, müsse letzteres Buch notwendig das primäre sein. Wir haben a. a. O.

bereits hervorgehoben, wie sehr dies Argument durch unsere Feststellungen an Gewicht verliert. Ausserdem aber sind wir imstande, zu erhärten, dass in fast sämtlichen von Gurewitsch besprochenen und von Sybel S. 25 aufgenommenen Fällen eine Benutzung Raimunds durch Tudebod nicht nachgewiesen ist. Das der Zweck dieser Nachlese.

Von dem Passus, der sich auf den Zug der Provenzalen von Slavonien nach Konstantinopel bezieht, haben wir oben S. 111 bereits gesehen, dass Tudebod ihn in der That aus Raimund in sein Buch herübergenommen haben muss und in den Änderungen, die er vornahm, um das Plagiat zu verwischen, Missverständnis auf Missverständnis gehäuft hat. Gurewitsch hat das S. 158 ff. ausführlich dargethan, und seiner Darlegung ist hier durchaus beizustimmen.

Anders steht es mit der bei ihm an zweiter Stelle (S. 160 ff.) besprochenen wunderbaren Heldenthat Herzog Gottfrieds, die Tudebod Raimund nacherzählt haben soll. Der Duchesnesche Text des ersteren giebt (S. 47) von den „Schwabenstreichen“ des Lothringerherzogs Kunde, mit denen er in der Brückthorschlacht zwei grimme Heiden mitten durchgespalten habe, den einen so geschickt, dass die Hälften im Sattel blieben. Da diese Erzählung in den Gesten fehlt, so nimmt Gurewitsch an, dass Tudebod sie aus Raimund entnommen, bezw. eine kurze Erwähnung dieses Autors (S. 249 C) breit ausgestaltet habe. Raimunds Worte an der Stelle lauten: „*Claruit ibi multum dux Lotharingiae. Hic namque hostes ad pontem praevenit, atque ascenso gradu venientes per medium dividebat.*“ „Es scheint deutlich“, meint Gurewitsch dazu, „dass diese Episode bei Tudebod nichts anderes ist als eine grobe Umarbeitung des aus Raimund entnommenen Materials: aus der Zersprengung der Schar ist die Zerschneidung der Kämpfer geworden.“ Er sieht also in den Worten Raimunds lediglich den Bericht von einer taktischen Operation des Herzogs und nimmt an, nur einem groben Missverständnis dieser Worte verdankten wir die Schilderung Tudebods von den halbierten Türken mit ihren genauen Einzelheiten. Ein solches Missverständnis schliesst

freilich gleichzeitig die Benutzung mit ein;*) aber wir vermögen nicht einzusehn, dass es in der That vorliege. Tudebod hätte dann die Mitteilung Raimunds nicht nur breit ausgestaltet, sondern in dem beigegebenen Detail seine Phantasie in durchaus unzulässiger und, mehr als das, in einer Weise spielen lassen, die wir bei ihm nicht gewohnt sind. Es sind ausschliesslich klare, unbezweifelbare Thatsachen, die er aus eigener Kenntnis seinen Vorlagen hinzufügt. Handelte es sich aber um eine Thatsache, die er bei dieser Gelegenheit in den Kontext der Gesten einschob, oder doch um etwas, was allgemein berichtet und geglaubt wurde, so ändert sich der Sachverhalt gänzlich, und die Frage ist aufzuwerfen, ob ein Missverständnis der Worte Raimunds nicht lediglich bei Gurewitsch vorliege. Ausser den Gesten berichten nun aber alle Originalquellen von dem Heldenstückchen Gottfrieds; Albert hat es (III 65), nicht minder Radulf (c. 53, S. 646); wir können danach nicht annehmen, dass Raimund mit den citierten Worten etwas anderes habe mitteilen wollen, als jene Reckenthat: sie lassen diese Auffassung durchaus zu und erfordern sie unseres Erachtens sogar, wenn man sie mit den Nachrichten der anderen Autoren zusammenhält. Wäre Gurewitschs Meinung begründet, so müssten auch diese ganz heterogenen Nachrichten auf Tudebod bezw. den missverstandenen Raimund zurückgehen; aber das anzunehmen liegt nicht der geringste Grund vor, und da auch der Wortlaut bei Tudebod mit dem bei Raimund nichts gemein hat, so fällt mit dem

---

*) Tudebods Worte, die sich an die Mitteilung von Gottfrieds und der anderen Fürsten Grossthaten anschliessen: „*Locus vero fugiendi non erat, nisi solummodo per pontem, qui tunc illis perangustus erat, ipsique semetipsos praepedientes in flumine demergebantur*“ sollen nach G. eine Paraphrase der Schilderung sein, die bei Raimund jenem Berichte vorangeht (S. 249 B): „*Porta clausa est, et pons strictus, fluvius vero maximus. Quid igitur? Hostes turbati prosternuntur et caeduntur, ac saxis in flumine obruuntur; fuga autem nulla patet.*“ Aus dem Wortlaut ist die Paraphrase aber in keiner Weise zu entnehmen; nur der Inhalt ist beiden Darstellungen gemeinsam.

angeblichen Missverständnis auch die Entlehnung; ein Irrtum liegt, wir wiederholen es, nur bei Gurewitsch vor, der nicht sah, dass Raimund in kurzen Worten von derselben Reckenthat berichtete wie die andern Autoren. Sollte aber bei Tudebod doch durchaus eine Entlehnung statuiert werden, und er nicht einfach seiner Vorlage etwas eingefügt haben, was er selbst gesehen oder gehört, so wäre viel eher anzunehmen, dass er eine der anderen Quellen benutzt, wenn auch gleichfalls missverstanden habe, denn er schildert den schlächterisch-technischen Vorgang der Halbierung und ihren Effekt anders und, wie uns scheinen will, weniger plausibel, als jene, die untereinander übereinstimmen. Der Lothringer also z. B. könnte viel eher als Raimund die missverstandene Vorlage Tudebods geliefert haben.

Wo alsdann Gurewitsch von der Schlacht bei Askalon spricht (S. 160 ff.), begeht er eine merkwürdige Konfusion. Er polemisiert gegen die Pariser Akademie, welche die Beschreibung dieser Schlacht Raimund absprechen wolle, und weist so ausführlich wie möglich nach, dass das Stück S. 302 bis 305 (Kap. XXI im Recueil) echt Raimundsches Gut sei, eine Thatsache, welche für jeden, der diese Seiten durchliest, über allen Zweifel erhaben ist. Gurewitsch hat jedoch zunächst einmal dem Akademiker zu Unrecht einen Fehler aufs Kerbholz gesetzt: der spricht *(préf., p. XXIV)* gar nicht von dem bezeichneten Stück, sondern nur von dem in den jüngeren Handschriften darauf folgenden, im Recueil mit kleinerer Schrift abgedruckten, S. 305 bis 307, das sich allerdings ohne weiteres als Abschrift aus den Gesten kennzeichnet (bezw. in seiner Auffassung aus Tudebod, obwohl er S. 305, Anm. b, selbst einsieht, in diesem Falle liege der *textus Bongarsianus* vor). Das Sonderbare ist alsdann aber, dass Gurewitsch sein Missverständnis des Akademikers so weit treibt, dass er, was er für das Stück S. 302 bis 305 erwiesen, die Zugehörigkeit zu Raimunds Buch, nun plötzlich (S. 162) auch auf jenes spätere Stück überträgt, von dem er es selbst unmöglich annehmen kann. Aber seine Worte sind nicht

anders zu verstehen. „Ich finde also keinen Grund, die Beschreibung der Schlacht bei Askalon Raimund abzusprechen. Und selbst, wenn dies wegen ihrer Weglassung in den ältesten Handschriften unvermeidlich schiene“ (NB. diese Weglassung gilt nur für das spätere Stück), „würde Tudebods Sache nicht verbessert. Denn die Vergleichung würde dann keinen Zweifel darüber lassen, dass sie unter dieser Voraussetzung vielmehr für eine Ableitung aus den Gesten als aus Tudebod zu halten wäre, was auch von den Pariser Herausgebern selbst eingeräumt wird.“ Diese Worte können sich, wie gesagt, nur auf jenes kleingedruckte Stück, die eigentliche Schlachtbeschreibung, beziehen, und hier ist nicht ein Wort darüber zu verlieren, dass wir lediglich den Text der Gesten vor uns haben. Dies Stück Raimund nicht absprechen zu wollen, wäre ein ebenso unerklärliches Beginnen, wie die Athetese des vorangehenden bezw. seine Ableitung aus anderer Quelle; wie diese Häufung von Missverständnissen bei Gurewitsch möglich war, ist schwer zu sagen.

Die eigentümliche Textgestaltung bei Raimund mag jedoch einen Teil der Schuld daran tragen. Es ist bisher noch nie konstatiert worden, wie es mit dieser Textgestaltung eigentlich steht. Es liegt nämlich nicht nur die allgemein bemerkte Verstümmelung von Raimunds Buch am Schlusse vor. Vielmehr findet sich die grösste Lücke schon vorher. Was wir noch haben, enthält bis S. 304 J nur die Vorbereitungen zur Schlacht: dann ist nach *procederent* der ganze eigentliche Schlachtbericht verschwunden, und das letzte Stück, S. 304 J bis zum Ende, ist nur ein kleiner Fetzen, der von der Schilderung der Vorgänge nach der Schlacht, mit der Aufzählung der Beute u. s. w., übrig geblieben ist. Danach mögen wenige Zeilen das Buch zum Schlusse geführt haben. Die Hauptlücke, wie gesagt, klafft schon vor dem jetzigen Schlussstück. Um diese grosse Lücke auszufüllen, hat dann offenbar ein späterer Abschreiber das ganze Stück aus den Gesten über die Schlacht hinzugefügt und dasselbe wieder einmal so ungeschickt wie möglich herausgehoben. Um einen kontinuierlichen Bericht herzustellen, hätte es genügt, etwa den Passus von S. 306 C an (um den

Absatz herum) bis 307 A einzufügen. Indessen das letzte Raimundsche Bruchstückchen (S. 304 J ff.) hier wieder sinngemäss anzuschliessen, überstieg offenbar die spärlichen Fähigkeiten des Schreibers, und so zog er es vor, dem unvollständigen Bericht Raimunds den vollständigen der Gesten lediglich anzufügen, ohne den Versuch zu machen, beide in-einander zu schreiben.

Kehren wir zu der Hauptsache, zu Gurewitsch und Tudebod, zurück, so meint nun, wenn wir seine Ausführungen von jener seltsamen Konfusion befreien, Gurewitsch, Tudebod, der hier sonst ganz den Gesten folgt und nur wenig Eigenes hinzufügt (vergl. oben S. 33), habe für die Vorgeschichte der Schlacht doch auch etwas aus dem erhaltenen Bericht Raimunds entlehnt. Die Nachricht von dem Wunder mit den Herden, die sich dem Kreuzfahrerheer auf seinem Marsche in die Strandebene anschlossen, welche in den Gesten fehlt, soll Tudebod Raimund entnommen haben. Aber auch dafür hat Gurewitsch keinerlei Begründung beigebracht. Tudebod erzählt (S. 114) die nackte Thatsache, die uns so wunderbar eben nicht scheinen will. Sie findet sich schon in dem von unserm Raimund verfassten Brief der Fürsten, der bald nach der Schlacht an den Papst abging (vergl. Hagenmeyer, Forschgn. Bd. 13, S. 400 und Kugler ebd. 15, S. 157), und, zum Teil unter Benutzung dieses Briefes, in mehreren anderen Quellen. Aber während z. B. bei Albert von Aachen (VI 44) wörtliche Übereinstimmung mit der Raimundschen Fassung zu konstatieren ist, ist das bei Tudebod keineswegs der Fall. Er hat ganz andere Worte, als Raimund, giebt auch nicht dessen fromme Deutung, dass Gott das Heer der Pilger durch dies Wunder habe zahlreicher erscheinen lassen wollen, und fügt ausserdem gerade hier dem Berichte der Gesten noch weitere Einzelheiten hinzu, die nicht bei Raimund stehen, so S. 113 (c. 3), dass die Sarazenen jene Herden den Kreuzfahrern *causa proditionis* entgegengesandt hätten, und ausserdem bald danach die oben S. 33 besprochene Nennung des Kaplans Raimund selbst, die sich in dessen eigenem Bericht doch wohl

schon an der entsprechenden Stelle (S. 303 G oder 304 E) hätte finden müssen, somit dort schwerlich mit dem Schlachtbericht verloren gegangen sein dürfte. Tudebods Zusätze sind also auch hier sein Eigentum, und seine Benutzung Raimunds ist auch hier von Gurewitsch nicht dargethan.

Nicht anders steht es an der dritten von ihm behandelten Stelle. Auch die Schilderung der Prozession um Jerusalem bei Tudebod (S. 105 ff.) soll, trotzdem er sich dort ausdrücklich auf seine Augenzeugenschaft beruft (XIV, 6, S. 106), in ihrem ersten Teil (c. 4 u. 5) aus Raimund entnommen sein. Gurewitsch muss indessen (S. 165) selbst zugeben, dass manche Einzelheiten der Erzählung Tudebods bei Raimund fehlen, und dass man daraus den Schluss ziehen könnte, Tudebod gebe in dieser Episode lediglich eigene Wahrnehmungen. Der Kern der Erzählung ist bei Raimund und Tudebod allerdings derselbe; das ist bei den gleichen Thatsachen, die ihr zu Grunde liegen, nicht anders möglich; aber auch Gurewitsch kann nicht leugnen, dass die Auswahl in dem Detail der Ereignisse bei beiden eine verschiedene ist. Unsererseits ist die Uebereinstimmung einzelner Ausdrücke zuzugeben; es sind aber folgende: *nudis pedibus — armati — omne genus derisionis facie-bant = multimodo nos deridentes — crucem verberabant = af-ficientes (cruces) cum verberibus atque contumeliis*, also lauter Wortanklänge, die durch den Inhalt der betreffenden Mitteilung von selbst geboten waren; zu der letzten Gleichung ist noch zu bemerken, dass Raimund nur die angeführten zwei Worte, Tudebod aber einen ausführlichen Bericht von den *contumeliae* hat. Ferner soll nach Gurewitsch die Wiederholung einiger Wendungen (*episcopi et presbyteri sacris vestibus induti = clerici quoque ita erant induti*, c. 4) den kompilatorischen Charakter von Tudebods Erzählung an dieser Stelle darthun. Das wäre aber unseres Erachtens nur dann der Fall, wenn zwischen jenen Wiederholungen in der That etwas „Kompiliertes“ stände; was sich aber bei Tudebod hier eingeschoben findet, — der Inhalt des Gebetes der Kleriker —, ist durchaus sein Eigentum und fehlt bei Raimund ganz, wie nicht minder die

wiederholten Worte selbst, denn Tudebod allein spricht von den *sacrae vestes.* Es scheint uns nach alledem in keiner Weise dargethan, dass Tudebod hier Raimund benutze; die vorhandenen Übereinstimmungen sind nur die durch den Inhalt erforderten. Gurewitsch selbst muss seine „höchst wahrscheinliche" Vermutung mit der Prämisse stützen: „wenn wir das allgemeine Verhältnis Tudebods zu Raimund und die vielen von ihm Wort für Wort abgeschriebenen Stellen ins Auge fassen", — einer Behauptung, die erst erwiesen werden soll und, soweit wir Gurewitschs Ausführungen bisher gefolgt sind, keineswegs erwiesen worden ist.

Auch der Bericht über den Tod Ademars bei Tudebod (XII. 4, S. 85—86) ist mit dem bei Raimund (S. 262 D ff.) nicht identisch. Gurewitsch führt keine Übereinstimmungen, nur Abweichungen an, so das bei Tudebod hier, wie gelegentlich sonst, noch stärker als bei Raimund hervortretende Interesse für das materielle Wohl des Priesterstandes. Die „grosse Ähnlichkeit" beider Stellen könnte lediglich in den Worten gesucht werden, die den Hingang des Bischofs melden: *migravit ab hoc saeculo, et in pace requiescens obdormivit in Domino = in pace migravit ad Dominum*; aber kann eine solche Übereinstimmung in Ausdrücken, die der Zeit so geläufig waren, ernstlich als bedeutungsvoll angesehen werden? Oder vielleicht n der von beiden Schriftstellern mitgeteilten Trauer der Pilger? Aber die war doch eine Thatsache, und die Worte, die davon Meldung thun, sind bei beiden durchaus verschiedene. Schliesslich aber hat Gurewitsch den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Allerdings ist Tudebod hier nicht original, aber seine Abhängigkeit ist keine andere als die gewöhnliche; sein Bericht ist lediglich der stilistisch etwas erweiterte der Gesten (IV, 41, S. 153), und sollte der oben citierten Wortübereinstimmung wegen, die für uns wie gesagt nichts Auffallendes hat, durchaus eine Entlehnung oder etwas der Art angenommen werden, so hätten wir es höchstens wieder mit einer Reminiszenz Raimunds an den Text der (ausführlicheren) Gesten zu thun. (Vgl. oben S. 129.)

Wenn nach allen diesen verfehlten Beispielen einer angeblichen Benutzung Raimunds durch Tudebod uns Gurewitsch schliesslich noch ein paar „weniger augenfällige“ nennt, so werden wir uns diesen gegenüber nach dem bisherigen Ergebnis unserer Nachprüfung um so skeptischer verhalten müssen. Die behauptete Übereinstimmung zerfällt denn auch hier überall fast von selbst. Erstens soll Tudebod (XIII, 3, S. 91) die Erscheinung des heiligen Andreas vor Marra nach Raimund, (S. 269) in den Text der Gesten eingefügt haben. Die Einfügung ist freilich zweifellos, aber nichts beweist, dass Raimund dabei Tudebods Quelle gewesen sei. Lediglich die Erscheinung des Heiligen ist beiden Autoren gemeinsam. Die Unterredung dagegen führt bei Raimund St. Peter während der sehr bezeichnenden Stelle von der Verteilung des Zehnten bei Tudebod mit ihrer ausgeprägt priesterfreundlichen Tendenz, wie Gurewitsch selbst sieht, bei Raimund (S. 269 F)*) nur eine kurze Erwähnung entspricht. Die beiden Berichte sind im übrigen so verschieden, wie es Nachrichten über eine und dieselbe Thatsache (nämlich über die Meldung des Petrus Bartholomäus von seiner Vision) nur irgend sein können. — Weiter hat die Beschreibung der Auffindung der heiligen Lanze (Tudebod XI, 4, S. 77, Raimund S. 257)**) bei beiden Autoren nichts Gemeinsames als die faktische Mitteilung, dass 12 Männer von morgens bis abends gegraben hätten, die gerade so (— nur die Zahl in 13 verändert —) auch in den Gesten (IV, 38, S. 149) steht. Und ebenso wenig stammen schliesslich „Einzelheiten aus den Kämpfen bei Antiochien“ bei Tudebod (S. 44) aus Raimund (S. 247). Gurewitsch spart sich hier wie in dem vorigen Falle jede beweisende Ausführung; wir haben unsererseits nichts feststellen können, als dass Tudebod den Bericht der Gesten (IV, 16, S. 136) mit starken Kürzungen wiedergiebt und für seinen Teil mit kleinen Zusätzen bereichert, die aber

*) Gurewitsch citiert falsch S. 280 und verwechselt auch in seinen Ausführungen die beiden betr. Visionen.

**) Nicht 283.

nicht Raimundschen Ursprunges sind. Die Kürzung der Erzählung in den Gesten, welche an dieser Stelle Boemund so masslos verherrlichen (s. oben S. 120), mag mit der von Gurewitsch richtig bemerkten geringen Normannenfreundlichkeit Tudebods zusammenhängen.

So sind alle die Beispiele, welche Gurewitsch für eine angebliche Benutzung Raimunds durch Tudebod geliefert zu haben glaubte, und welche Sybel von ihm adoptiert hat, hinfällig, und allein die augenscheinliche Entlehnung des Berichts vom Zuge der Provenzalen bis nach Konstantinopel bleibt bestehen. Hinzuzufügen ist nur noch eine Gleichung, die Sybel selbst (S. 410 Anm. 2) angegeben hat. Einige Worte Tudebods, wo er (XV, 1, S. 107) von den gefangenen Sarazenen erzählt, die vor Jerusalem an Stelle von Zugtieren verwendet wurden, um das Holz für die Belagerungsmaschinen herbeizuschaffen, stimmen augenscheinlich mit der entsprechenden Wendung Raimunds (S. 297 F: *qui quinquaginta vel sexaginta portabant suo collo etc.)* genau überein. Wenn keine Abschreiberglosse vorliegt, so ist in diesem einzigen Falle allerdings die Entlehnung zweifellos.

Wie aber im übrigen so gut wie alles daran fehlt, dass eine ständige Benutzung Raimunds durch Tudebod erwiesen sei, wie sehr wir somit Recht hatten, zu behaupten, dass die Tudebodfrage nach Gurewitschs nicht allzu tief eindringender Behandlung dieses wichtigen Arguments einer erneuten Prüfung bedürfe, denken wir in Vorstehendem dargethan zu haben. Gurewitschs weitere Beweisführung für die Priorität der Gesten gegenüber Tudebod, besonders was des letzteren Abneigung gegen die Normannen und Provenzalenfreundlichkeit angeht, verlieren deshalb ihren Wert nicht. Künftigen Nachforschungen aber bleibt hier doch noch manches zu thun übrig.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstr. 68–70.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Clemens

Raimund von Aguilers Quellenstudie zur Geschichte des ersten Kreuzzuges

Berlin 1892
H.un. 691 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11623261-4